97
1977
(2

Staatliche Bibliothek
Regensburg

9. 1977-2

B. 659. b.

SBR069026625602

Bunte Bilder

aus dem

Wanderleben.

Zweiter Theil.

Bunte Bilder

aus dem

Wanderleben.

Von

Hermann Scherer.

Zweiter Theil.

Stuttgart & Wildbad,

Verlag von Carl August Sonnewald.

1842.

CENSUR-STEMPEL DER POLIZEI-DIRECTION ZU MAGDEBURG

Staatliche Bibliothek Regensburg

04/1080

Staatliche Bibliothek
Regensburg

XV.

Nach und auf dem Rigi.

Noch war ich kaum acht Tage in der Schweiz und doch so ziemlich mit dem Geheimniß, genußreich sie zu bereisen, bekannt. Die Regel ist kurz und heißt: „Thue nicht, was alle Andern thuen." Ich will dies gern erklären. In der Schweiz besteht unter denen, die von fremdem Gelde leben — und das ist die halbe Bevölkerung — ein förmliches System des Eigennutzes. Da gibt einer dem andern die Hand. Die Dampfschiffe haben mit dem Haudererhandwerk und beide mit den Wirthen aller Art abgekartetes Spiel. Des alten Attinghausens ermahnende Worte „seid einig, einig, einig" sind hier zu rührender Erfüllung gegangen. Klagen helfen Nichts. Der Vorstand des Dampfcomite's, der Inhaber des Fuhrwerks, der Hotelier gehören gewöhnlich zum großen oder kleinen Rathe selbst und nehmen für das Geständniß keine Scheu, daß der römische Republikanismus, welcher Rüben aß und das Feld mit eigner Hand bestellte, ihre Sache gar nicht sei.

In allen Gasthöfen Zürichs sind Aufpasser, welche dem armen Fremden die Reisegedanken wahrhaft abpressen. „Auf den Rigi, auf den Rigi?“ schreit zu jeder Tageszeit eine ganze Rotte Faullenzer den Fremdling an. „Ja ich will“ und dann balgen sich die Kerls, wer die Reisekarten zuerst anbringt. Diese Karten lauten auf das Dampfschiff, welches bei Horgen die Rigilustigen absezt und daselbst dem Omnibus übergibt, der sie nach Arth am Fuß des Berges führen.

Mein junges Ehepar ließ sich anführen und zahlte für zwei Billets auf eine nicht acht Stunden lange Strecke zehn Schweizerfranken. O Neuvermählte, vor deren Augen diese Blätter gerathen, gedenkt der Warnung, eure Flitterwochen nicht in der Schweiz zu verderben. Es verrieth mir eine Wittwe einmal, die Morgenliebe sei die süßeste, — gute Kinder, darauf verzichtet. Kaum graut der Tag, so lärmt man an eure Thüren und will euch, Gott weiß, in welche Himmelsgegend schicken, und da ihr doch die Wahrheit, ihr wäret schon darin, unmöglich gestehen dürft, so müßt ihr den Ärger auf die Lippen beißen, und der berauschende Trank der Liebe wird schal und eckel. Ich glaube gern, daß nicht Alle den Muth verlieren. Was hilfts? Denn rückt der Morgen vor, so naht der zudringliche Schwarm Industrieritter und sezt eure Thüre in eigentliche Blokade. Es fehlt die süße Lust der Ruhe, die Herzenseinsamkeit. O, nicht wahr,

darum freut ihr euch auf das weiche Polster des Wagens, wo ihr allein mit der Natur euch überlassen lebt? Die Natur ist immer hülfreich; im Gewittersturm stiftete sie der Dido und dem Aneas das ersehnte Ziel der Liebe. Umsonst, deine brennenden Küsse, feuriger Gatte, unterbricht die lange Rechnung des Wirthes, hinter welcher sich die Trinkgeld heißhungrige Dienerschaft gruppirt. Du wirst finden, armer Mann, daß deine junge Frau nicht allein sehr kostbar, sondern auch sehr kostspielig ist. Ihr waret gewiß die ruhigste Einquartierung des Hauses, verlangtet das Meiste von euch selbst, kaum daß man euch bemerkte, und doch müßt ihr zahlen, als hättet ihr das Haus von Oben nach Unten gekehrt. Der Schweizer ist ein praktischer Spekulant. Verliebte sind keine Rechenmeister. Ihr solltet euch mehr mäßigen, Neuvermählte, — kommt ihr am Gasthof vorgefahren, ei, junger Mann, laß immer an der Hand des Oberkellners deine Königin aus dem Wagen steigen, statt ihn ungebärdig von jeder Berührung wegzudrängen. Du kommst nie zu spät, dazu hat es immer Zeit und erspart dir theuern Verdruß. Doch was sag' ich, wer mag mit wolgemeintem Rath die Luft erschüttern? Bleibt weg aus der Schweiz, ihr, deren Herzensgluten bis auf die Eisgrotte des mère de glâce ausdauern. Ich habe da empfunden, daß man selbst beim Anblick eines Kusses von Engelslippen frieren kann.

Ich ging auch diesmal meinen Weg und gut dabei; bestieg den Dämpfer und landete mit der großen Rigikarawane beim Dorfe Horgen. Lächelnd nahm ich von der Zärtlichen Abschied, die in einem langen Omnibus mit zwölf andern Passagieren eingepfercht, fatale Gesichter schnitten; der Frau gegenüber saß ein bildschöner Blondin, den ich für einen Nordlandssohn, etwa einen Schweden hielt. Er war bemüht, ein Gespräch anzuknüpfen, und schien nach dem ersten mißglückten Versuch den Muth darum nicht zu verlieren. Bald entschwanden mir die Wagen und ich wanderte fürbaß auf steinigem Weg, viel mit dem Gedanken beschäftigt, ob es gerathener sei für den Ehemann, sich in einem Gesellschaftswagen neben die Gattin oder ihr gegenüber zu setzen.

So kam ich schnell nach Zug, ich wußte selbst nicht wie. Dieser Kanton ist der kleinste der Schweiz, nicht mehr als sechszehntausend Seelen, und hat eine ganz eigne, halb patriarchalische Verfassung. Da regieren keine Gesetze, sondern nur Gebräuche und Herkommen. Mit der Justiz geht es ohne Federlesen schnell vorwärts. So heißt es ganz einfach: „wer das erstemal stiehlt, wird des Landes verwiesen und darf nicht wiederkommen. Thut er es dennoch und stiehlt zum zweitenmal, so wird er geköpft."

„Und ihm geschieht ganz Recht", sagte mir ein Zuger Republikaner, „denn wir wollen keine Missethäter im Gefängniß füttern."

Überhaupt je kleiner der Kanton, desto naiver wird regiert und gerichtet, und desto weniger wird dafür gezahlt. So bekommt ein Zuger Regierungsrath nur sechzig Franken jährlich und ein Richter in Uri höchstens zwei Batzen für ein Urtheil, doch braucht er dafür weder Kameralia, noch Jura zu studieren. Die Mitglieder der großen Räthe, d. i. die Gesetzgeber und Abgeordnete, müssen sogar noch ihre Reise- und Aufenthaltskosten bestreiten. Der Kanton Zug hat ein Budget von achttausend Schweizerfranken. Davon bekommt der Scharfrichter den größten Personalantheil und noch Extrasporteln, so oft er einen Kopf abschlägt.

Zug hat ein interessantes Schlachtfeld, das von Kappel, wo 1531 Zwingli fiel, — ein Reformator, der mit dem Schwerdt nicht schlechter focht, als mit dem Wort.

In Zug überfiel mich große Müdigkeit. Der Wirth im Ochsen mochte mir sie absehen, denn er deutete auf sein Charabank, das vor dem Hause stand.

„Geben Sie mir sechs Schweizerfranken, und ehe eine Stunde vergeht, sind sie in Arth, Sie treffen noch mit dem Züricher Wagen zusammen und können in Gesellschaft den Rigi besteigen."

Bald rissen die Seiten meiner Geduld. Von Zug bis Arth ist es eine Spazierfahrt von zwei kleinen Stunden und dafür solch' unverschämte Forderung. Ich schlug das Fenster auf und sah hinaus.

„Wollen Sie auf dem See fahren?“ fragte mich ein stämmiger Bursche, als hätte er gewußt, was eben vorgegangen.

„Was kostet's bis Arth?“

„Vier Schweizerfranken, Herr.“

„Sollst sie haben, wenn du gleich in deiner Weise ebenso unverschämt bist, als der Ochsenwirth.“

Nicht einen Batzen verzehrte ich, nahm mein Bündel und verließ mit einem stillen Fluch diese beutelschneiderische Wirthschaft. Es ist abscheulich! Wirthe, Kutscher, Führer und Schiffsknechte haben hier eine wahre Verschwörung gegen die Ausländer angezettelt. Und das ist zum erstenmal eine Verschwörung, welche die Polizei unterstüzt! Der Reisende ist so gut, als vogelfrei.

„Ich habe noch eine Jungfer bei mir“, sagte der Fährmann, „darf ich sie mitnehmen?“

Ich bedankte mich, daß er so gefällig war, noch um Erlaubniß zu bitten. Meine Duldsamkeit wurde belohnt. Ein schmuckes Diendel schiffte sich ein. Sie war aus Küßnacht und wußte viel zu erzählen. Wir behagten uns vortrefflich und ich nahm rührenden Abschied von Bäbeli. Sie sagte, wenn ich über Küßnacht auf den Berg geh'n wolle, würde sie mir ein Körbchen ganz frischer Erdbeeren bringen. Das gute Kind, — sie war recht gemacht für „Küßnacht“, aber zu unschuldig und zu unbefangen, um der Einladung zu folgen.

Es war schon Mittag, als ich in Arth ankam. Die Sonne brannte heiß und ich beschloß bis nach dem Diner und der Siesta die Besteigung des Rigi, der seinen Fuß bis an die Dorfhäuser sezt, zu verschieben. Der Gasthof ist vortrefflich, hat einen artigen Wirth, deutschen Stammes, einen schönen Speisesaal, vortreffliche Weine und hübsche gefällige Mädchen. Hony soit, qui mal y pense!

Der erste Blick, den ich vom Balkon des Hauses in die reizende Gegend warf, trübte mit dunkeln Schatten die Freude des Herzens. Goldau und der Roßberg! Der Riesensarg von einem Berge! Noch heute sieht der Roßberg aus, als hätte ihn der liebe Gott nur zur Hälfte geschaffen, denn es fehlt ihm die eine, welche jezt unten im Thale liegt.

Bei der Table d'hote, die durch rigilustige Wanderer beträchtlich angewachsen war, kam die Unterhaltung bald auf diesen Gegenstand. Mein Tischnachbar zur Linken bemächtigte sich sogleich der Erzählung, wozu er, denn der Wirth machte ihn als Herr Dr. Zay von Arth der Gesellschaft bekannt, natürlich als kompetent anerkannt und ihm mit größter Aufmerksamkeit zugehört wurde.

„Mein Vater, der hier am Ort Arzt war", erzählte der junge Mann, „erwartete am 2. September 1806 den Besuch einer befreundeten Gesellschaft aus der Umgegend, welche den Rigi besteigen wollte. Ein gefährlicher Patient ließ ihn indeß unerwartet nach

Küßnacht rufen und er mußte seiner Berufspflicht folgen. Nachmittags kamen die Freunde, eilf an der Zahl, darunter drei Damen, in Arth an. Nur kurze Zeit verweilten sie, da mein Vater abwesend war, in demselben Gasthof, wo wir gegenwärtig sitzen und machten sich um vier Uhr auf den Weg nach Schwytz, der damals in dem lieblichen Goldauer Thale, zwischen dem Rigi und Roßberg, am Gestade des Lauerzer Sees vorüber, dahin führte. Vier Herrn von der Gesellschaft verweilten einige Minuten länger im Wirthshaus wie die übrigen, und folgten, um zwei Fremde vermehrt, welche dieselbe Partie machen wollten. Als diese auf einem kleinen Hügel vor Goldau, die Harmetlen genannt, anlangten, traten, ungefähr dreihundert Schritte von ihnen entfernt, ihre vorauswandernden Freunde in das Dorf Goldau ein, — und in diesem Augenblick begann der Bergsturz. Ohne Ahnung, daß sie hier in der Entfernung einiger Stunden von der Höhe, wo die Felstrümmer sich löβten, in Gefahr wären, betrachteten sie das ausserordentliche Schauspiel durch ein Fernglas, als auf einmal der ganze Berg sich zu bewegen schien und mit Blitzesschnelle Steine über sie wegflogen, von denen sie, ohne schleunige Flucht rückwärts, erschlagen worden wären. In demselben Augenblick waren ihre Freunde verschwunden und mitten in Goldau vom Steinschutt bedeckt. Binnen fünf Minuten waren diese reizenden, fruchtbaren Landschaf-

ten in die gräßlichste Steinwüste, die vorigen Thäler über eine Quadratstunde in 100 — 200 Fuß hohe Trümmerhügel verwandelt, die Dörfer Goldau, Busingen, Ober- und Unterröthen und Lauerz verschüttet, der westliche Theil des Lauerzer Sees so ausgefüllt, daß das Wasser hoch am Rigi hinaufspritzte und der hochgestaltete, kraftvolle, gutmüthige, arbeitsame und genügsame Menschenschlag dieser Thäler theils elendiglich erstickt und erschlagen, theils in die tiefste Armuth gestürzt. Vier hundert sieben und fünfzig Menschenleben fielen als Opfer. Der ganze Felsschichtenbruch stürzte in vier Hauptarmen herab, daher auch der Schutt vier Hauptlinien von Trümmerhaufen bildet. Ganze Wälder sind vom Roßberg durch den Schichtenbruch herabgestürzt und unter dem Schutt begraben worden."

Doch war diese Gegend von jeher solchen Erdlawinen ausgesezt. Das Goldauer Thal bietet für den Naturforscher die geognostische Merkwürdigkeit, daß es zwischen den höchsten Nagelfluefelsen nicht nur der Schweiz, sondern aller bis jezt durchforschten Erdtheile liegt. Der Rigi, der Roßberg und der Steinerberg bestehen vom Fuß bis zum Gipfel aus Nagelflue, jenem angeschwemmten Konglommerat, das den Übergang der Flözgebirge zu dem Urgebirge bildet. Die Nagelflue bröckelt sich ganz leicht in größere oder kleinere Schichten-los und stürzt verheerend die schroffen

Abhänge in die Thäler hinab. Von solchen Trümmern sind die Ufer des Zuger=, Lauerzer= und Küßnachter See, wie von vulkanischen Auswürfen bedeckt. Den lezten furchtbaren Felsbruch beschleunigte der harte Winter von 1805 auf 1806, wo vieler Schnee fiel, auch die Sommermonate Juli und August waren sehr regenreich und besonders schüttete am Tage des Unglücks und den Tag zuvor der Regen unaufhörlich herab. Am Vormittag des 2. Septembers hören die dem Berg zunächst wohnenden Goldauer ein Getös und Krachen und manche andere sonderbare Erscheinungen zeigten sich hie und da. — Jezt schwebt eine dumpfe Trauer über die öden Plätze, wo die Natur im Zorne sich selbst ihren Kirchhof gegründet hat. Die kleine Insel Schwanau im Lauerzer See umgürtet ein Kranz von Thränenweiden.

Um drei Uhr Nachmittags machten wir Anstalt zum Aufbruch, eine ansehnliche Kohorte, wol zwanzig Köpfe stark. Die Pferde wurden vorgeführt und hatten die Ehre, drei schlanke Insulanerinnen zu tragen. Diese Saumthiere sind warlich keine geringe Erleichterung für die Reisen schwerfälliger oder ängstlicher Personen. Ich will gar nicht vom Rigi reden, den man am Ende trabend hinaufkommen kann, aber wol vor den schwindelnden Gebirgspässen der Furka, der Maienwand, der Grimsel, der Gemmi, des Col de Balme und andern. Die Pferde treten mit einer Sicherheit, als wenn sie im Wiener Prater gingen.

Bergab haben sie eine ganz eigne Methode anzuhalten, wodurch sie, selbst mit einer noch so dicken Lady bemannt, nie aus dem Gleichgewicht gerathen. Dagegen müssen die Esel in der Schweiz nicht gedeihn, denn man wendet sie nirgends an.

Ich war ziemlich träg und müde, deshalb recht froh, von zwei gesprächigen Herrn in die Mitte genommen zu werden. Der eine war ein französischer Legitimist, der eben von Gräz und dem dicken Bourbonenjüngling Heinrich V. kam, der andre ein Russe. Die Russen sind jezt in der Mode, nicht blos in der Politik, sondern auch auf Reisen. Man findet unter ihnen die besten Polylinguisten und überdieß gebildete und humane Menschen. Der Russe, welcher diesmal mein Reisegefährte wurde, hatte ein so großes, weltbürgerliches Herz, daß er bei den Erinnerungen an Napoleon, der über kurz oder lang noch immer der stehende Gesprächsartikel wird, einmal über das andere rief: „O glauben Sie nicht, daß ich fühllos bin bei dem Verlust eines großen Genies, den das Glück blind machte. Wenn Napoleon gewollt und Alexander ihn begriffen hätte, so wäre Europa, so wie der Kontinent unter Frankreich und Rußland getheilt worden.“ Es versteht sich, daß dieser Petersburger Kosmopolit nur große feste Pole im Auge hatte und ein so kleines Binnenland, wie Germanien, in Gedanken an der Elbe spaltete, um die Simmetrie zu beobachten.

Der Henricinquist war mit dieser Weltvertheilung

ganz einverstanden, wenn er gleich sich den legitimen Thron der Lilien wiederhergestellt träumte. Für den todten Napoleon hatte er etwas mehr Nachsicht, als für den lebendigen Ludwig Philipp, den er aus Leibeskräften haßte und ein ganzes Wörterbuch von Schimpf- und Schmähreden über ihn ausgoß, das mit seiner sonstigen Gesittung gerade im Widerspruch stand. Er trug mehre Exemplare der Gazette de France in der Tasche herum, welche er wie ein Orakel verehrte. Dies Journal ist zwar ein Parteiblatt von der grellsten Farbe, aber mit so glänzendem Witz geschrieben, wie kaum ein andres Pariser. Die Intelligenz war sonst nie auf der Seite der Legitimisten, aber dies Organ gibt sich alle Mühe, die schlimme Devise zu vernichten, „Sie haben Nichts gelernt, und Nichts vergessen." Doch hilft es wenig, die Machthaber sind unverbesserlich, kehrten die Bourbonen heute nach der belle France zurück, sie wären, noch ehe fünf Jahre um sind, wieder zum Lande hinaus. Wie die Stuarts, so müssen auch die Bourbonen verzichten lernen. „Nous reviendrons, non pas par les bayonettes des étrangers, mais par les sentiments des Français", sagte der Legitimist ein- über das andremal. Mit Begeisterung sprach er von Madame Berry, mit welcher er die Chouanerie betrieben und, nach seiner Erzählung, auf's Vertraulichste umgegangen war. Das Weibliche, was der Herzogin in dem Feldlager wiederfuhr, schien er nicht ungern sich auf die Rechnung setzen zu lassen.

Sei, wie es sei, das Wochenbett der Karoline von Neapel bleibt doch die schönste Parodie des emanzipirten Frauen-Heroismus.

Im „Klösterli", dem Wallfahrtsort „Maria zum Schnee", wird Halt gemacht und eine Erfrischung genommen.

Das ist wahr, um Geld los zu werden, kommt man doch in der Schweiz nirgends in Verlegenheit, an wen es zu geben. Ich hatte unterwegs beim Anstemmen an einen Felsblock den Alpenstock zerbrochen, welcher, eine großväterliche Reliquie, vor vierzig Jahren vielleicht denselben Weg gewandert war. Jezt hielt ich nur noch den Stumpen mit dem Gemshorn in der Hand, und mußte meine faulen Glieder ohne Stütze hinauftragen. Da kam Hülfe in der Noth. Wol noch fünf Minuten von dem Klösterli entfernt, stürzte uns eine Schar von sechs bis acht Buben entgegen, wovon immer einer dem andern den Vorsprung abzugewinnen suchte. Ein Theil trug große Bündel von Stöcken der besten Auswahl, ein Theil Boukets von Alpenrosen, ein Theil hatte an einem Tragriemen Kisten voll hölzerner Schnitzwaren, wovon in der Schweiz geschickte Arbeiten gemacht werden, umgehängt. Dabei schrieen die Schlingel mit so unverschämter Zudringlichkeit ihre Waren an, daß, wäre ich weniger müde gewesen, dem Buben nicht die Freude gemacht hätte, meine Prellerei auf Rechnung seiner Beobachtungsgabe zu schreiben.

Vor der Kapelle war die Gesellschaft in einen Kreis zusammengetreten und steckte die Köpfe neugierig zusammen. Wir eilten, um zu sehen, was es gäbe, und ich dachte schon an irgend eine merkwürdige Begebenheit aus der Schweizergeschichte, wovon der Rigi der Schauplatz gewesen und deren Gedenktafel hier errichtet wäre. Was war des Pudels Kern? Die monströse Mißgeburt eines Kalbes mit zwei Köpfen und drei Füßen, welche im Berner Oberland gefallen, den Sommer über, wenn sie am Leben bleibt, durchs ganze Land zur Schau herumgetragen wird. Aber, lieber Gott, warum schändet der Mensch so deine hohe Natur gerade hier in ihrem Heiligthum? Das arme Thier wurde den Rigi, wie zur Parade, auf- und abgetrieben. Wir verlachten indeß bald den Ärger, als der Cicerone-Biograph nach beendigter Erklärung die Kappe zog und indem er ein andächtiges Kreuz gegen die heilige Veronica, welche dem gefallenen Christus das Schweißtuch hinreicht, schlug, demüthig bat: „Meine Herrn, geben Sie dem armen Vieh eine kleine Gabe."

Der Rigi ist eine wahre Musterkarte der Spekulation und ein Eden des Müssiggangs. Die Jugend der umliegenden Dörfer benuzt ihn mit Wucher als ein zinstragendes Kapital. Der breite, wohlgebahnte Weg durchschneidet öfters Weidetriften, welche mit einem Gehege umgeben sind. Eine ohne Schloß eingehängte Thüre öffnet Aus- und Eingang. Man kann

sie durch den einzigen Stoß von Hand oder Fuß auf die leichteste Weise öffnen. Weil nun vielleicht einmal ein barocker Englishman, der die Hände nie aus der Rocktasche zieht, sich einen Vorläufer gedungen hat, der ihm Ein= und Ausgang frei hält, so ist jezt aus diesem Geschäft ein Erwerbszweig geworden. An jeder Pforte ist ein Junge stationirt, der, wie ein Stallknecht für seine Pferde, den Zugang auf= und zumacht und für diese unnütze Mühe um ein Trinkgeld bettelt. Andere von diesen Tagdieben stehen an steilen Abhängen des Berges, neben sich eine reiche Munition großer Steine, die sie in die Tiefen herabstürzen. Beim Klösterli ist ein so jäher Abschuß des Berges, der mehre tausend Fuß beträgt. Die Steine rollen mit Donnergepolter über die Felsenriffe, oft in großen Springen weg gerade in den Lauerzer See hinein, dessen todtenstilles Wasser zürnend über solche Entheiligung seiner Grabesruhe weit aus einander sprizt.

Von Maria zum Schnee führt der Weg in einer kleinen Stunde, über Rigistaffel, ein Wirthshaus für Molkentrinker, auf Rigikulm. Es war sieben Uhr vorüber und die Sonne neigte sich zum Untergang. Wir hatten kaum Zeit, nach Obdach zu suchen, denn es wimmelte von Naturfreunden aller Nationen und beiderlei Geschlechts und von der ganzen Wirthschaft war auch nicht eine Seele, die Bescheid gab, festzuhalten, das Souper alle Hände und Geister beschäftigte. In den Jammer der Weiber,

die eine schlaf- und bettenlose Nacht vor sich sahen, mischten sich die langgedehnten, ohrenzerreißende Töne des Alpenhorns, womit ein dicker Schweizer das ganze Hotel umlief, als wolle er es gleich den Mauern Jericho's zusammenblasen. Nun war kein Halten mehr! Auf dies Zeichen, daß die Sonne untergehe, lief Alles nach der Bergspitze und wer sich gegen diese Flut stemmte, wurde geradezu umgerissen. Wir mußten unerbittlich mit dem Strome fort. Das Pferd, worauf die eine Lady noch saß, gerieth durch die laufenden Menschen in Unruhe, bäumte sich und schlug plötzlich den schnellsten Galopp ein, und sprengte unter lautem Angstruf der Reiterin, unsrem geschäftigen Antheile und einem stürmischen Halt! Halt! bis auf die Höhe, wo es wie gebannt Stand hielt und gleich dem Pferde des Darius die Sonne anwieherte.

Jeder Vernünftige wird mich entschuldigen, wenn ich eine Beschreibung des Sonnenuntergangs auf dem Rigi unterlasse. Es wird keinem Maler möglich, ein Bild zu entwerfen, ich will es daher auch nicht versuchen, eine Wortschilderung des Panoramas zu machen. Ein Horizont von fünfzig Fuß Radien, dreizehn Seen, die ganze Alpenwelt und das ganze Schweizer Unterland. Alle Viertelstunden wechselt die Szene, sei es, daß die Wolken ziehn, oder Gewitter kommen, Nebel steigen und fallen. Eins muß ich bemerken, was mir auffiel, es ist der Mangel des richtigen Augenmaßes für Höhe und Tiefe, woran man in der

ersten Woche, wo man in den Alpen lebt, leidet. Immer schätzt man zu niedrig. Wenn das Auge von Rigikulm nach Küßnacht herabfällt, meint man kaum eine Stunde entfernt zu sein, so klar und scharf zeichnen sich die Gegenstände, und doch ist selbst die gerade Linie des Gesichtes wol über zwei Stunden lang. So geht es mit der Bergeshöhe. Fährt man auf den Seen und schaut auf die Gipfel der beeisten Hörner, man glaubt noch viel zu sagen, wenn man die Höhe auf zwei Stunden schätzt — und braucht bei gutem Marsch noch einmal so viel und mehr. Nur mit der Zeit gewöhnt man sich und mißt richtiger.

Schade, daß der Naturgenuß alle andern Empfindungen meist zurückdrängt, ein humoristischer Maler müßte diese bunte Rigigesellschaft in ein artiges Genrebildchen bringen können. Wie Meilenzeiger streckt ein großer Theil die Arme in alle Himmelsgegenden aus, die Empfindungswörter aller gesitteten Sprachen drängen sich zusammen, um der beengten Brust Luft zu machen und das trunkne Auge starrt noch hinaus in die Gegend, wenn sie die Finsterniß längst schon in ihre Arme geschlossen hat. — Kleiner Menschengeist, der du auch hier in der Werkstätte göttlicher Schaffungskraft durch deine Armseligkeit dich verräthst. Da hast du denn geglaubt, es wäre besser 5570 Fuß hoch zu sein, als nur 5550 und der natürlichen Höhe des Berges durch ein hölzernes Gerüst noch jämmerliche zwanzig Fuß hinzugefügt! Und gerade hier, in der

Mitte eines Wunderlandes, in der Mitte einer Alpennatur hast du deine Maulwurfsarbeit verschwendet, so ohne Gewinn und Vortheil! Doch etwas erlangtest du freilich, lieber Ritschard, Wirth auf Rigikulm, durch den unglücklichen Gedanken. Nun sieht man das steinbeschwerte Dach deines Gasthofs, die Essen dampfen und der Geruch deiner Braten steigt in die Nasen der müden, ausgehungerten Wanderer! Du bist ein ächter Schweizer, materiell durch und durch, ohne ästhetischen Beisatz, ohne alle und jede Poesie des Lebens, wie deine Landsleute. Auf deinem Berge wohnt nicht die Freiheit, denn man wird der Sklave deines Conto, wenn nicht der Hauch der Grüfte, doch der Hauch der Küche steigt hinauf in die reinen Lüfte, und nirgends ist die Freiheit, wo es so viel Menschen gibt mit ihren Launen und ihrer Thorheit.

Das ißt, trinkt und logirt sich aber ganz komfortable da oben auf dem Rigi, besser als in manchem Wirthshaus unten in der Fläche. Das Haus ist lang hin gebaut, und das Dach mit Steinen beschwert; von oben bis unten von getäfeltem Holz sieht es wie eine Soldatenbarake aus. Allein im Innern herrscht ausgesuchte Eleganz. Ein Salon, tapezirt, mit Landschaftsansichten ausgehängt, modern meublirt, Teppiche auf dem Boden, rings an den Wänden Divans, und mehre für Spiel und Lectüre eingerichtete Nebenzimmer genügen besonders bei Regentagen allen Ansprüchen der Unterhaltung. Die Table d'hote ist reich besezt.

die Weine sind vortrefflich und hier beginnen die eigentlichen Freuden des Landes, wo Milch und Honig fließen. Die Wollust des Frühstücks ist allein in der Schweiz zu Haus. Beim Frühstück fallen mir wieder die Engländer ein, denen eine so kopiöse Portion für einen Mann zu viel erscheint und die sich daher zu zwei bis drei darein theilen. Diese kleinliche Knauserei straft jedoch der Wirth mit allem Recht, daß er Jeden eine Portion bezahlen läßt. Die gegenwärtig auf Reisen befindlichen englischen Touristen sind die schäbigsten Geizhälse, welche man weit und breit finden kann; denn ohne Unterschied argwohnen sie in Jedem, der ihnen Geld abverlangt, einen Betrüger. Die Zeiten der englischen Freigebigkeit sind längst vorüber.

Diesen Abend war große Noth um Betten, denn noch nach uns kam neuer Zuwachs zu Fuß und Pferd. Es sind etwa dreißig Schlafkabinets, aber groß genug, um sich zweimal darin umzudrehen und dann auf die Bettstellen zu fallen, wovon immer zwei eng an einander stehn. Da geschieht denn die Einquartierung, wie im Feldlager. Wer einzeln ist, muß sich den Schlafkameraden gefallen lassen, den ihm der Wirth zuweist. So kommen denn oft originelle Szenen vor. Ein Wasserkursüchtiger gerieth diese Nacht mit seinem Halbpart in argen Streit, weil sich dieser den Traufregen, womit er sein Lager überschüttete, nicht wollte gefallen lassen. Ein einziges Wort ruft hier zwanzig Echos wach. Das Haus ist wie das Ohr des Dioni-

sius in Syrakus. Jeder Tritt auf der Diele, jeder Ruck im Bette pflanzt sich dröhnend wie an einer Tonleiter durch die hölzernen Gemächer fort. Ehegeheimnisse sind also hier vor profaner Entdeckung nicht sicher. Doch kenne ich eine Frau, die in Folge einer Riginacht nach achtzehnjähriger Pause bei der Göttin Lucinia in neue Schuld gerieth.

Ich kam gar nicht in die Federn, sondern bivuakirte mich mit dem Russen, so gut es ging, auf die Divans im Salon. Wir waren nicht die einzigen Bewohner. Eine der englischen Ladys mußte mit ihrem Mann, oder Gott weiß, welch' rechtliche Eigenschaft der hatte, der ihr zunächst am Busen lag, ihrem Leibarzt, ihrer Zofe, einem Dollmetscher und zwei Bedienten auf Mänteln und Matratzen gleichfalls in der Gaststube schlafen. Aus einer Ecke, wohin das flimmernde Licht der Lampe nimmer reichte, verkündete das Duett zweier Bässe den glücklichen Zustand ihrer Besitzer, wornach ich vergebens rang. Der Schlaf läßt sich nicht von Jedermann so befehlen, als von Napoleon, der mitten im Lärm des Feldlagers auf einer Trommel sitzend einschlummern konnte. Ich entschädigte mich mit Träumen von Nachthäubchen und weißen Miedern, und spann ein Gespräch an mit der jolie soubrette of the Right Hon[ble] the Lady, die auch nicht schlafen konnte und bei jedem Schnarchtone der glücklichen Nasen ausrief: „grand Dieu, que terrible!“ Das arme Kind rang in stiller Verzweiflung zwei runde

schöne Arme, und ich hätte ein herzloser Barbar sein müssen, wenn ich ihre Langeweile nicht zu mindern versuchte, zumal der Mond, der durchs Fenster fiel, mir ein holdes, frisches Gesicht mit großen schwarzen Augen enthüllte.

Auch auf die verstohlne Gardinenfreude, für deren Bericht mir am Morgen mein nordischer Freund ein sauersüßes Gesicht des Neides schnitt, floh mich der Schlaf. Schnell entschlossen riß ich den Pelzkragen des Russen an mich, öffnete das Fenster und sprang geradezu hinaus. Es mochte die erste Stunde nach Mitternacht sein und der volle Mond ergoß ein Licht, wie ich glänzender noch keines gesehn. Der Anblick des Panoramas in dieser Beleuchtung ist zauberisch. Nichts schöner, als die Mondschatten an den Schneebergen, der ungewöhnliche Kontrast von Silberlicht und Blaudunkel, welcher zuweilen ohne Verschmelzung erscheint und wunderliche Linien und Konturen hervorbringt. In den Tiefen und Thälern sieht man gar nichts, sie liegen in dicker Nacht, dagegen blitzen die nicht beschatteten Seetheile, wie geschmolzenes Silber. Um den Scheitel der Jungfrau schwebt das keusche Licht der Verklärung.

In den Alpen sind auch im höchsten Sommer die Stunden vor Sonnenaufgang von einem scharfen Wind gekühlt. Ich huschte daher wieder schnell durch das Fenster in den warmen Saal, wo Alles, darunter

meine dolce Ragazza in vortrefflichem Schlafe lag, und diesmal kehrte er auch bei mir ein.

Gegen vier Uhr fing es an zu dämmern und der Kuhreigen begann im Hause und um das Haus. Es war, als ob eine Stimme zum Weltgericht blase. In einem Augenblick krachten zwanzig Thüren und alle Betten und Böden der hölzernen Baracke. Und es wurden Stimmen laut in allen Sprachen und man hörte Stühle fallen, Porzellan klingen und Flaschen brechen. Der Eine verlangte Licht, der Andere Wasser, der Dritte Pantoffel, der Vierte seinen Mantel, und so schrie Alles bunt durch einander. Die Bedienten sprangen, die Hausmägde liefen, und wo Zofen waren, da schlüpften sie im leichten Unterkleid über den Gang und halfen die gnädige Frau in eine Einfassung bringen.

„Mein Jott", hörte ich eine Berlinerin zu ihrem Mann sagen, „ich kann mir doch nich unjeschnürt sehn lassen."

Und der Mann antwortete: „Jehe du nur, die Sonne jeht erst uf, man sieht dir nich."

Überhaupt ist dieser Aufbruch ein kostbares Schauspiel, ein wahrer Tag der Auferstehung, an dem die Menschen wie Gespenster umherwandeln und die große Szene des jüngsten Tages begrüßen. Die Klosterjungfrauen im Robert der Teufel, wenn sie auf Provinzialtheatern noch so schlecht und schlafmützig herumspringen, um den Sohn Bertrams zu verführen, geben uns

einen kleinen Begriff von dieser Rigikulmauferstehung. Es soll schon einmal eine hübsche Dame vor lauter Freude bei dem Schall der Alpenposaune im bloßen Hemde auf den Kulm gelaufen sein und dort erst vor Frost gefühlt haben, daß Kleider auch Angesichts der Sonne ein Bedürfniß seien.

Nachdem solchermaßen der Aufgang der Sonne gehörig vorbereitet war und wir in großer Anzahl in buntester Toilette ihres Erscheinens harrten, riß gegen fünf Uhr des Himmels Vorhang im Osten und ließ das Vorgespann Auroras sehen. Darob erfreuten oder schämten sich die hohen Firnen so, daß die Jungfrau bis zum Busen roth und ihre Schwester und Brüder wie Könige und Königinnen mit goldnem Reif gekrönt wurden. Die Nacht ist auf der Flucht vor der Siegesbahn des Taggestirns, das sie aus einem Schlupfwinkel in den andern wirft. Dabei ist es merkwürdig, daß man die Sonne eher sieht, als sie uns. Ich habe es mit aller Aufmerksamkeit gesehn, daß das Finsteraarhorn zuerst seine Eiskappe röthet, gleich darauf erschien auf der rhätischen Alpenwand die Sonne, ohne das geringste Licht zu verbreiten. Nach und nach erglühten die Jungfrau, der Mönch, der Eiger, das Schreckhorn, das Wetterhorn, der Bristenstock, der Galmstock, der Glärnisch, die Urner Alpen und der Pilatus — immer der Größe nach, und so dauerte es fast zehn Minuten, ehe der Rigikulm an die Reihe kam. In einem Nu war die Sonne

da und wir fühlten uns gewärmt und sahen uns geröthet. Doch währte es noch immer eine ganze Stunde, ehe das Tageslicht in allen Thälern sichtbar wurde.

„Ah, ah,“ pipte eine Pariserin, die schon frisirt, geschnürt und in durchbrochenen Strümpfen, dabei in transparentem Negligé war: „ah, ah, je sens venir le soleil; il touche mes pieds.“ Damit war alle Andacht über den Haufen geworfen, die ganze Gesellschaft mußte der Eitelkeit und dem schlauen Einfall der Dame Tribut zollen und wenigstens einen Moment ihren Füßen den Vorzug vor der Sonne geben.

Bei der Gelegenheit finde ich mich durch vielfache Erfahrung zu der Bemerkung veranlaßt, wie unter allen Nationen der Franzose ganz und gar von einem lautern und unverfälschten Sinn und Gefühl für die Natur verlassen ist. Von ihren vielen widerlichen Eigenschaften hat mir diese oft manchen Ärger gemacht, weil sie mich immer im reinen Genusse störte. Sein eitler Egoismus muß auch in der herrlichsten Gottesschöpfung mit hineinreden und ein brillantes Bonmot gilt ihm mehr als das Stillschweigen eines bewegten Gemüthes, das so recht aus tief innerstem Herzen heraus empfindet. Ihre Bildung ist wie ein Lacküberzug, worunter das Holz fault. Das Blendwerk ihrer Liebenswürdigkeit ist illusorisch und hält die kürzeste Zeit Stich. Das Glück, das der Franzose bisher bei uns machte, lag in seiner Charakterlosigkeit,

die wir gute Deutsche, welche den Mann von Grundsätzen so hoch schätzen, merkwürdig genug gar lange nicht erkennen wollten. Wenn wir nun einmal ohne Lehrer nicht sein können, so lag die Anglomanie doch näher und war bei Weitem natürlicher als die Gallomanie. Daran sind aber unsre deutsche Höfe aus dem vorigen Jahrhundert Schuld, sie haben die Nachäfferei wie eine Pest ins Land gebracht, die epidemisch geworden nun und nimmer weichen will. Früher kannte man in Deutschland Ehre und Stolz besser. Doch steckt der Hacken noch wo anders. Früher war der Deutsche der Hort der Freiheit, jezt ist er zumeist zum servilen Fürstendiener herabgesunken. Weh, daß wir von unserm Feind die Freiheit zum Geschenk nehmen müssen!

Hat man keine Eile, so verlohnt es sich der Mühe, auf dem Gebirgsstock des Rigi herumzuschweifen. Das Kolorit der Landschaft, aller hundert Schritte in ihren Ansichten wechselnd, ist ausnehmend schön und so frisch, als ob der liebe Gott eben erst die Erde gemacht habe. Ganz eigen sind die Wolkenschatten, welche über die Gegend wandeln, als wenn ein Vorhang vorübergezogen würde. Naturerscheinungen, wie der Mondregenbogen, desgleichen ihn Schiller im Tell beschreibt und Nebelbilder, eine Art der Fata Morgana sollen sich öfters oben zeigen. Mir glückte es nicht, sie hier, noch anderswo zu sehen. Mannigfaltig ist die Vegetation auf dem Rigi, daher Botaniker

Tage lang an ihm herumklettern. Die Alpenrose jedoch ist blässer in der Farbe, als wo man sie am Rande des Eises bricht; in Chamouni glüht diese Blume am feurigsten. An der Südseite des Berges liegt das sogenannte „kalte Bad", wo eine Felsenquelle, die zu den kältesten und gesündesten der Schweiz gehört, aus einer Spalte großer Konglomeratfelsen sickert, womit der Rigi nach dem Waldstätter See hinab, wie ein großer Bauplatz bedeckt ist. An einer Stelle thürmen sie sich wol zweihundert Fuß in die Höhe und öffnen ein Thor, wodurch der Weg führt. In der Nähe befindet sich eine Mirakelkapelle der Mutter Gottes, welche so reich an wächsernen Beinen, Lenden, Ohren und Nasen ist, als ein anatomisches Studienkabinet. Dies ist das zweite Gnadenbild des Rigi und wird besonders viel für Gliederweh angefleht. Im August wimmelt es von frommen Pilgern auf dem Berge, die auf der Wallfahrt von oder nach dem berühmten Kloster Einsiedeln eine herzstärkende Station machen. Das Irdische bleibt darum nicht vergessen, denn des Bachus, wie der Venus Dienst ist gut bestellt. Eine andere Merkwürdigkeit des Rigi ist das Loch Kestisbaden, nach Küßnacht zu gelegen, eine lange Höhle von oben nach unten, so daß, wenn man einen Stein hineinwirft, dieser nach wenigen Secunden tief unten herauskommt. Es liegt ein ganzer Hügel von Steinen vor der Oeffnung, die die Neugierigen nach und nach dem Schlunde opferten.

Beim Herabsteigen trafen wir einen Kapuziner,

der auf einem Esel ritt, über dessen Rücken ein großer Habersack gehängt, woraus geräucherte Kinnbacken, Salami und kleine Weinschläuche guckten. Ein Gemälde mit blos zwei Farben, Sepia und Tusch, braun und grau, Sancho-Pansa konnte nicht drolliger auf seinem Grauchen aussehen. Der Pater ritt hinab ins Land Schwyz. Er versicherte, daß die Bauern anderwärts bereits sehr gottlos geworden und nur selten geneigt seien, Schinken und Würste für die heilige Jungfrau aus dem Rauchfang hervorzulangen. Wir wünschten ihm gute Reise und ließen ein Geschenk in seine Kutte fallen.

Man hat wol Recht in manchem Land, über die Klöster zu schimpfen, aber nach meinem geheimsten Wunsch werde ich nie dafür stimmen, daß man die Bettelmönchklöster aufhebe, sie treiben keinen Luxus und bringen Variationen in das Leben.

XVI.

Der See der vier Waldstätte.

— In Luzern war ein Auflauf, als ich mit der Post in die engen, winkelreichen Straßen einfuhr. Doch galt es nicht dem großen noch dem kleinen Rath, noch den ultramontanen Reaktionsmännern, welche Nuntius, Jesuiten, die alte Kirche mit dem alten Regimente so gern zurück hätten. Der erstere hat die unheilige Stadt seit Jahren verlassen, und das folgsame Schwyz zur Residenz gewählt, die Jesuiten sind ausgeflogen und haben sich drüben in Freiburg ein warmes Nest gebaut, und Bigotterie ist einem gemäßigten Katholizismus gewichen.

„Ein Jüngling war es, den des Wissens heißer Durst auf des Pilatus Felsenhörner trieb.“ Munter war er den Tag vorher ausgezogen, den alten römischen Prätor zu besuchen und die „höllische Pfütze“ zu sehen, wohin den unseligen Mann die Verzweiflung ob der Verdammung Christi gestürzt hat. Seit Menschengedenken trägt sich das Volk mit dieser Sage. Ueber der Pfütze, die weiter nichts ist, als ein kleiner grund-

loser See mitten in den Felsklüften des Berges, sammelt sich leicht Gewitterstoff und steigt in weißen Wolken gegen die nahen Pilatushörner hinan. Zieht die Nebelsäule über den Gipfel hinaus, so verdunstet sie, bleibt sie an den Felsenköpfen hängen, so dehnt sie sich zur schwarzen Gewitterwolke aus, fällt herab und entladet sich mit fürchterlichem Donner. Sobald man sich der Pfütze nähert, hieß es, werde Pilatus wüthend und errege Ungewitter, Hagel und Stürme. Es gab daher damals ein schweres Verbot, dem See nahe zu kommen, dessen angedrohte Strafen gegen Ungehorsam mehrfach vollstreckt wurden. Mit wachsender Aufklärung kam es in Vergessenheit, zumal der Pilatus noch bis zu Ende vorigen Jahrhunderts der besuchteste Berg der Schweiz war, ehe die Bequemlichkeit der Reisenden dem Rigi den Vorzug gab. Und ich muß sagen, daß er in seiner Erscheinung etwas Anziehendes besizt, was dem Rigi abgeht. Nicht zu gedenken der vielen Sagen, welche ihn zum Blocksberg der Schweiz erheben, überragt er jenen um anderthalbtausend Fuß an Höhe und gewährt mit seinen Felswänden, Klüften, Spalten, Schneestreifen und Hörnern, einen zerrissenen, originellen Anblick. Jezt steht er wie eine Geliebte da, die man zurückgesezt, vergessen hat, welche aus der Mode gekommen, bis vor Kurzem das gute Gemüth eines deutschen Musensohnes ihm durch seine Besteigung eine Aufmerksamkeit erweisen wollte. Doch wie das Verderben oft den Unschuldigen trifft, so hatte der

zürnende Berg alle Teufel losgelassen und den armen Jüngling in die Abgründe gestürzt, wo er zerschmetterten Leibes gefunden, und eben bei unserer Ankunft in die Stadt gebracht wurde.

In Luzern überraschten mich Freunde, die hier zu sehen ich nicht vermuthen konnte. Die Freuden der Erinnerung hielten uns bis spät in die Nacht zusammen. Erst in der zwölften Stunde suchte ich mein Zimmer auf. Welch seltsamer Nachthimmel! In den Wolkenschleier waren weite Spalten gerissen, woraus einzelne Sterne glänzten, die höchsten Bergspitzen lagen offen, während ihre Hüften ein breiter Nebelgürtel umgab, aus dem See strahlte der Schein eines Feuers zurück, welches am Ufer brannte, und gränzte durch seine Helle nur um so mehr die übrige Finsterniß ab, die Wellen der schnellen Reuß brachen sich wild an den Mauern der umstehenden Gebäude. Rings umher herrschte lautlose Stille; es war eine Nacht, wo ein schwaches Menschengehirn die sonderbarsten Gedanken durchjagen. Ich riß die Fenster auf, sah starren Auges in's Finstere hinein und fing an zu denken über Das und Jenes, wo man am Ende nichts mehr denkt und nur unbewußten Gefühlen nachhängt. Die Thurmglocke der Jesuitenkirche gegenüber verkündete Mitternacht, und die eisige Kälte, die den Körper durchlief, führte mich endlich dem Bette zu.

Als ich aufstand, war es schon weit im Tage vorgerückt. Pilatus hatte seine Kappe noch nicht ab=

gelegt, und der Himmel sah zweifelhaft aus. Hier in der Schweiz sind die Eingebornen so gute Wetterpropheten, als bei uns die Laubfrösche. Ihre Berge geben ihnen Zeichen, welche selten täuschen. „Sein Sie unbesorgt", hieß es, „um zehn Uhr kommt die Sonne und es gibt einen schönen Tag."

Ich traf die Freunde im Sal mit Frühstücken beschäftigt. Wir beredeten uns schnell zu einer Dampfpartie über die ganze Fläche des Sees nach Altdorf. Der Dampfer segelte erst um 9 Uhr ab und bis dahin hatten wir eine Stunde Zeit, um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Luzern liegt zum Theil an einer weiten Bucht des Sees, und an den beiden Ufern der Reuß, durch hölzerne bedeckte Brücken verbunden. Solche Brücken sind eine der Schweiz eigenthümliche Erscheinung; fast alle an Seen gelegene Städte besitzen davon eine oder mehre. Sie dienen besonders bei schlechtem Wetter den Einwohnern zum Gesellschaftsort und Spaziergang, auch gewähren sie meist den geeigneten Standpunkt für die Aussicht, wie in Zürich und Luzern. Die hiesigen zeichnen sich noch durch Wandgemälde aus. So sieht man auf der Mühlenbrücke eine Kopie des bekannten Holbein'schen Todtentanzes und auf der Kappelbrücke 200 Gemälde, mit den Heldenthaten der Schweizer. Das ist wahr, mit seiner Geschichte ist das Volk hier ganz vertraut und Alles geschieht, ihre Erinnerung durch jedes Mittel dafür rege zu halten. Luzern hat Grund, auf seine

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Vorzeit stolz zu seyn, in allen Kriegen der Eidgenossenschaft standen seine Bürger auf dem gefährlichsten Punkte, entschieden nicht selten durch ihren tapfern entschlossenen Sinn, und haben auch im Frieden für Staatsverwaltung und Wissenschaft Großes geleistet. Auf dem Zeughaus liegen drei theure Reliquien der blutig erkauften Freiheit: das Panzerhemd des bei Sempach erschlagenen Leopold von Östreich, das mit Blut befleckte Stadtbanner, welches der Schultheiß von Gundoldingen an jenem Tage, wo er den Heldentod für sein Land starb, getragen, und das eiserne, mit Stacheln besezte Halsband, welches der übermüthige Herzog dem Schultheißen zugedacht hatte. Auch die Pickelhaube und Streitart Ulrich Zwingli's, der in der Schlacht bei Kappel fiel, wird gezeigt. Ein kühner, verwegner Reformator, in dem etwas von Muhamed und Ziska gelegen haben muß. Schwer verwundet, aber noch lebend und des Bewußtseins mächtig, fanden ihn die feindlichen Eidgenossen unter einem hohen Birnbaum, welchen noch jezt das Volk mit heiliger Achtung verehrt, ausgestreckt. Man forderte ihn auf, zu beichten, man verlangte, er solle widerrufen. Mit stiller Verachtung wandte er sich ab. Da zog der wilde Hauptmann Vorkünzer von Unterwalden das Schwert und gab ihm mit den Worten: „so stirb, verruchter Keßer!" den Todesstreich. Man wiederholt ungern die abscheuliche Behandlung, welche dem Märtyrer zu Theil ward; der Nachrichter von Luzern mußte ihn vierthei-

Staatliche Bibliothek Regensburg

len und mit Pferden schleifen lassen. Tschudi findet diese Behandlung an dem „allerärgsten der Ketzer" ganz in der Ordnung.

Der alte Mann, der diese Merkwürdigkeiten zeigt, hat auch schwere Tage erlebt, die blutigen Tage des August 1792 in Paris, wo, ihrem Eide treu, der größte Theil der Schweizergarde in der Vertheidigung des unglücklichen Ludwigs den Tod fand. Den gefallenen Tapfern hat General Pfeifer, der Sprößling eines alten Heldengeschlechts, in seinem Parke vor der Stadt ein herliches Denkmal errichtet. In einer Felsengrotte liegt im Todeskampf, von einer Lanzenspitze durchbohrt, ein kolossaler Löwe ausgestreckt, welcher im Aufgebot der lezten Kraft einen Schild, der ihm zu entfallen droht, mit den Vordertatzen umklammert und sterbend seinen Kopf darüber senkt. Eine lateinische Unterschrift erwähnt den Hergang und die Jahreszahl des Ereignisses. Das Modell ist von Thorwaldsen, Hr. Xaver Maier aus Konstanz hat es in Stein gehauen. Der schöne Gedanke hat die würdigste Ausführung gefunden. Am gelungensten ist der Kopf des Löwen, den Todesschmerz versüßt das Bewußtsein einer hochherzigen Handlung. Weniger stimmt dazu die Umgebung, welche sehr beschränkt ist, und in einem schmutzigen Wasser besteht, von Trauerweiden umgeben. Auf der einen Seite steht eine kleine Kapelle, an deren Wänden die Wappen der gebliebenen und überlebenden Offiziere hängen, an der andern eine Schweizerhütte, worin

eine nach der Natur in Holz geschnittene topographische Abbildung der Schweiz zu sehen ist, ein guter Wegweiser für den, der die Reise zu thun im Begriff ist, und für den eine Erinnerung, welcher davon zurückkehrt.

Noch auf dem Rückweg hörten wir das erste Glockensignal des Dampfers. Wir eilten und kamen mit dem lezten Schube hinein. Zu den vielen Bequemlichkeiten, welche das Reisen in der Schweiz erleichtern, gehört unstreitig die Verbreitung der Dampfschiffahrt. Es gibt keinen größeren See, den nicht ein, ja manchen, wie den Konstanzer, Genfer und Züricher zwei und drei Dampfboote zu verschiedenen Stunden des Tages in seiner ganzen Ausdehnung befahren.

„Die Stadt Luzern" war erstaunlich gefüllt und die Gesellschaft bunt durch einander. Selbst die unvernünftige Thierwelt hatte Theilnehmer zur Fahrt geliefert. Vier derbe Mastochsen aus dem Entlibuch mit ihrem stämmigen Treiber, einem Schweizer von altem Schrot und Korn, ließen es sich gar wol sein, ehe sie die Fußreise, auf der Gotthardtsstraße nach Italien hinüber wandern sollten. Es gab eigene Leute auf dem Verdeck. Der Kapitän, ein Tessiner, mit verschlagenem Gaunergesicht und gelber Farbe, als wäre er lakirt, stand mit der seinen Landsleuten angeborenen Großprahlerei hoch oben auf dem Dache des Räderwerks und wiederholte die oft unnützen Befehle in so gebieterischem Tone, daß ich einmal über das andere

fürchtete, die so Kommandirten möchten ihre republikannische Freiheit zu Hülfe rufen. Das Wort Subordination kennt man in der Schweiz wenig oder gar nicht. Erst neulich ist mitten in dem Übungslager die Baseler Armee eigenmächtig auseinander gegangen, weil man ihr das Exerziren an einem Tage hatte zumuthen wollen, den sie zeither mit Trinken und Tanzen hinzubringen gewohnt war.

Vorn am Steuerruder hatte sich eine Nähgesellschaft niedergelassen; drei junge Schweizermädchen von Bern, welche mit Tanten und Müttern mehre Wochen auf dem Rigi eine Luftkur gebrauchen wollten. Sie besserten einen Reisemantel aus. Ich fragte sie, womit sie da oben sich die Zeit vertrieben? „Ach was, es fehlt nicht an Arbeit, wir helfen unserer Schwester an der Ausstattung.“ Eine aufsteigende Röthe bezeichnete mir die Blondine als die glückliche Braut. Da sagte die hinzutretende Mutter, indem sie in ihre Purpurnase einige Priesen Tabak schob: „Ja, mein Herr, das ist schon meine zweite Tochter, welche auf dem Rigi ihr Herz verloren hat.“ Der Rigi scheint für die liebesichen, heirathsfähigen und lustigen Schweizerinnen das zu seyn, was Ostindien für ihre englischen Schwestern. Da wohnen sie in „Rigistaffel“ und in „Kaltenbad“, wie in einem Bajaderentempel. Man wird überall freundlich aufgenommen, und wenn man fragt, wie sie leben, so sagen sie mit verschämt blitzenden Augen: „Wir gebrauchen die Wasser- und

Luftkur.“ Die Losen, wie Manche hat dabei die Unschuld ihres Herzens verloren. Wenn der Rigi noch keinen Namen führte, er müßte Venusberg heißen, und mit mehr Recht, als sich in Thüringen ein unbedeutender Berg damit brüstet. Er ist so glatt, so lieblich, so grün, so mild, wie keiner weit und breit, die schönsten Alpenrosen weben ihm eine duftende Krone um das Haupt und gar himmlische Plätzchen und verborgene Grotten laden zu kosenden Schäferstunden ein. „Maria vom Schnee“ heißt das Klösterli, wo man für alle Sünden, selbst Todsünden, schnelle und billige Absolution erhält, geschweige, wenn es nöthig wäre, für die süßen Vergehen in der Liebe.

Der Dampfer nahm sich Zeit, und das werden ihm alle Reisende danken. Man liebt die Schnelligkeit, wo es eine weite Seereise gilt, wo eine traurige, öde Fläche Körper und Geist ermüdet, aber mitten in den Wundern einer einzigen Natur, wo ihr steter Wechsel uns fast überwältigt, will man genau und vollständig genießen.

Kein See zeigt deutlichere Spuren von dem Kampfe der Elemente, als der Vierwaldstättersee. Es sind urspрüglich sechs große Wasserbehälter gewesen, die, von einander getrennt, allmälig zusammenflossen, und jezt die zerrissene und verschobene Form bilden, wovon uns ein Blick auf die Karte überzeugt. Sechs tiefe Busen erfüllen seine Wogen, die unzäligen Buchten nicht mitgerechnet. Deßhalb ist es unmöglich,

von irgend einem Punkte seine Ausdehnung zu übersehen. Von Küßnacht bis Stanzstedt, von Brunnen bis Flüelen, von Luzern bis Fitznau sind die weitesten Perspektiven. Er ist gewiß der eigenthümlichste See in der ganzen Schweiz, sein Bild fesselt unwiderstehlich und bleibt unauslöschlich. Die Ufer freilich zeigen wenig Dörfer und Städte, noch weniger Landsitze, Gartenterrassen mit Obst und Weinpflanzungen, noch sonstigen Flitterstaat der schwachen Menschenkunst und Arbeit, dafür thront hier die Natur in ihrer ganzen Hoheit und sezt durch die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit ihrer Bilder und ihres Ausdrucks, vom furchtbar wilden bis zum romantisch-anmuthigen Charakter, in Erstaunen.

Es war ein entzückender Morgen. Die Sonne hatte gesiegt, unerbittlich drückte sie die Nebel in die Tiefe und jagte sie hinein in enge Felsenthäler, um sie nur gewisser zu verderben, wenn in der Mittagsstunde die sengenden Strahlen selbst dahin Licht und Wärme tragen. Die Berge von Unterwalden und Uri enthüllten ihr Schneehaupt, während es ein breiter Wolkengürtel von ihren Grundfesten noch trennte. Sah es doch aus, als gehörten sie gar nicht auf unsere Erde, als wären es Theile einer andern Welt, so rein und klar schwammen sie in dem durchsichtigen Blau des Himmels. Eine Berlinerin fragte mich naiv: „Ne, sagen Sie, sehen die Wolken da oben nich wie Berje

aus?" „Oder", ergänzte ich, „diese leibhaftigen Berge nicht wie Wolken?"

Am „Mezgerhorn", einer Landspitze, verläßt man den Luzerner See und gelangt in dessen Mitte, welche den Fuß des Rigi bespült. Bei Weggis, einem Dorfe, von wo aus der Rigi gut bestiegen wird, legte der Dampfer wenige Minuten an. „Der heutige schöne Tag, meine Fräulein, verspricht Glück und Gelingen ihrer Luft= und Wasserkur", sprach ich die rigilustigen Mädchen an, welche mit Schachteln, Reisesäcken, Kasten und Kisten aller Art bepackt, Abschied nehmend vor mir standen.

„Zu gütig, mein Herr, zu gütig", antwortete die Mutter, „wir haben es immer gut getroffen und hoffen auch diesmal das Beste." Mit welcher Zuversicht sie dies nicht sagte. Ja, die Erfolge machen kühn! Es ist jezt ein speculirendes Jahrhundert, Kaufleute speculiren auf der Straße, der Börse und den Banken, töchterreiche Mütter auf dem Rigi.

Die Ansichten wechseln, der Gesichtskreis wird beengt, die Ufer treten näher zusammen, der Hintergrund schließt sich, der Charakter der Anmuth verliert und verwischt sich mit dem Romantischen. Es ist elf Uhr, alle Nebel sind zerflossen, der Himmel ist wolkenlos, die Sonne steigt höher und verklärt bald den ganzen Wasserspiegel. Der See schillert in seltsamer Farbenmischung von schwarz, grün und blau. Die Schattirung wechselt wunderbar schnell, oft legt sich

über die Fläche eine schwarzblaue Furche von hellgrünen Streifen umrändert, wie ein Blitz ist sie verschwunden, das Wasser nimmt wieder eine ganz eigene Färbung an, von blauen Linien durchstrahlt. Kein See zeigt so tiefe Schlagschatten, keiner so wunderbare Wirkungen der Lichter an den Gebirgen, wie dieser. Von wo man ihn betrachtet, in jedem Bilde herrscht Größe und Erhabenheit.

Unter dem Zeltdache, welches der unermüdliche Schreier von Capitano auf dem Verdecke gegen die Sonnenglut ausbreiten ließ, sizt eine heitere Gesellschaft voll guter Laune und gegenseitigem Behagen bei einander. Man lacht, schwazt, beobachtet, unterhält und belehrt sich über die Gegenstände, die man sieht, herzt und küßt, alles durcheinander, — lezteres doch nur zu zwei, — ein junges Paar auf der Hochzeitsreise.

Um für alle Raum zu gewinnen, mußte man recht zusammenschieben, was mir meine Nachbarin, eine ausdrucksvolle Brünette von ausgelassenem Muthwillen, bald bis auf den Schoß brachte. Ihr Vater, den sie auf einer Reise nach Italien begleitete, saß weit von uns ab, in ein ernstes Gespräch vertieft; es war keine Störung zu fürchten. Und ich mußte ihr doch zu Hülfe kommen! Sie fuhr mit dem kleinen Zeigefinger in allen Enden der Karte herum, um mir den Ort, wo sie heute übernachten wollten, zu zeigen. Umsonst, sie konnte ihn nicht finden. Der beengte Platz verhinderte mich, den linken Arm ohne Unbequemlich-

keit für die Kleine hervorzunehmen, ich legte ihn daher leise um ihren Nacken, faßte damit die Karte und leitete sie mit der rechten Hand, worin ich die ihrige schloß, auf absichtlichen Umwegen zum Gegenstand ihres Suchens. Weiß Gott, wie viel Städte, Dörfer, Berge und Seen wir noch auffinden mochten, ich zog meine Arme nicht zurück; sie sprach noch immer von gedrängten Sitzen, welches ihr nicht erlaube, mich weniger zu belästigen, kurz, wir fanden diese Entschuldigung so begründet, das ganze Manöver so geschickt, daß wir keinen Anlaß hatten, eine Trennung zu unternehmen und einer Unterhaltung zu entbehren, woran man gegenseitig Vergnügen finden mochte. Welche Lust gewährt das Reisen!

„Antonie!“ erscholl es von den väterlichen Lippen, „bring' mir auf einen Augenblick die Karte.“ Antonie hieß sie, das wußte ich, denn diesen Namen hatten wir auf der Landkarte gefunden.

Ich stand auf und verließ das Zelt, indem ich den Gangweg zwischen den Räderkasten betrat. Wir waren unterdeß in den Busen von Gersau gelangt, welches mit seinen freundlichen Häusern und schöner Kirche gerade gegenüber lag. Hier nimmt man Abschied von dem grünen Rigi, dessen ganzer Gebirgsstock bis hinauf zum Kulm noch einmal zu übersehen ist. Bei weitem nicht der höchste unter den Bergen, behauptet er doch ein königliches Ansehen. Von der rechten Schulter bis auf die Brust fällt ein dunkler,

faltenreicher Mantel, aus Wald und Busch gewoben, unter diesem hervor ein wiesengrün sammtnes Gewand bis auf die Füße, was in einen weiten Arabeskenkranz endet, von Kastanien und Wallnußbäumen gewunden.

Der See wird immer schmaler, dort um die nahe Ecke, wo Kanton Uri seine Ufer gürtet, biegt man scharf in sein leztes Wasserbecken ein, welches ganz im Gegensatze der bisherigen Richtung in gerader Linie nach Süden fällt. Die Gegend nimmt ein wilderes Ansehen an, höher und steiler steigen die Berge aus dem Wasser und nur auf der Schwyzer Seite zeigen sich noch Dörfer und angebautes Land. Brunnen, ein Flecken dieses Kantons, liegt hart in der Biegung, wo sich der See nach Süden wendet. Hier öffnet sich plötzlich die Bergkette dieses Ufers und erlaubt die Aussicht in das Muotta=Thal, bis zum Flecken Schwyz, hinter welchem die nackten Felsenzacken des Mythen abgerissen in die Luft starren und den Hintergrund schließen.

Mittag war nahe, die Sonne brannte heiß, die Gesellschaft drängte sich unter die schützende Leinwand, man hatte die Hüte abgenommen und fächelte sich mit den Taschentüchern Kühlung zu. Ich saß neben Antoniens Vater, einem Edelmann aus Kurland, und sprach mit ihm über seine Reise. Die Tochter, neben ihm auf einem niedrigen Feldstuhle, die Karte vor sich ausgedehnt, blätterte in einem Reise=Handbuche. „Um dieses Felsenriff herum“, sagte sie, „und wir sind am

Grütli, auch dem Nichtschweizer heilig, wie jeder Ort zum Tempel wird, wo die Freiheit eines Volkes auferstanden ist." Des Mädchens Wange glühte; es war zum Küssen schön in diesem Augenblick.

Der Schnabel des Schiffs lief eben um das Vorgebirge, woran wir hart vorüberfuhren, nach Süden ab, und gestattete einige Blicke auf das nächste Fahrwasser, als der alte Vater mich fragte: „Sehen Sie nicht die großen Wellen, welche dort der See wirft? Hören Sie nicht ein eigenes Brausen in der Luft? Sonderbar, da doch völlige Windstille herrscht." Er hatte kaum ausgesprochen und der Dämpfer in ganzer Länge nach Süden gewendet, als ein pfeifender Windstoß ihn empfing, das leichte Zelt mit unwiderstehlicher Kraft erfaßte, aus den Eisenstäben riß, wie eine Papierrolle aufwickelte und lustig über Bord warf. Hüte, Schleier, Taschentücher, Mützen, Landkarten, Stroh, Heu, Kohlen, Alles wirbelte bunt durch einander. Glücklich, wer schnelle Hände hatte, um das Entführte zu erhaschen, so lange es noch auf dem Boden hin und her geschleudert wurde, und bevor es die rasch sich folgenden Windstöße in die Höhe und über die Geländer hoben. Hut und Schnupftuch rettete ich glücklich, die Landkarte aber stieg hoch in die Lüfte; einer weisen Taube gleich flog ihr Antoniens Schleier nach, die, viel zu sehr mit der Wiederherstellung des gestörten Anzugs beschäftigt, froh war, damit sich loszukaufen.

Ein Engländer, der seine Blouse abgelegt und auf das Geländer gelegt hatte, verlor ausser ihr noch den Hut vom Kopfe, einer Französin wurden über dem Lesen zwei Briefe aus der Hand gerissen, was die arme Person entsetzlich angriff, und eine Balletttänzerin, die nach Mailand ging, hatte sich geradezu auf den Boden geworfen, um nicht ganz und gar über Bord geweht zu werden. Es dauerte lange Zeit, ehe man zum Sehen kam, so hatte der Staub des Verdecks die Augen erblindet. Nicht Wenige hatten, bei der überraschenden Schnelligkeit des Vorfalls, irgend kleine Verluste erlitten.

„Es tobt der See und will sein Opfer haben.“

Bald war die Ordnung wieder hergestellt, bis auf die entfesselten Locken der Damen, und allgemeine Heiterkeit ergriff die Gesellschaft. Mitten im wildesten Theile des Sees auf einem guten Dampfschiffe sicher und sorglos sich der lebendigsten Erinnerung an die Ereignisse der Vorzeit, welche diese Gegend verewigen, überlassen zu können, was kann mehr Interesse erregen, was höher die Einbildungskraft steigern? Es war der Föhn, der Sirocco der Schweiz, welcher von Italien her, aus den Gotthardsschlünden, das offene Reußthal hinabkommt und den See zu einem wüthenden Meere aufwühlt.

Zwar gekühlt durch den Schnee der Alpen, bringt er immer noch in seiner Luft so trockene Hitze mit, daß, wer sie lange einathmet, leicht Brustbeklemmun-

gen bekommt. Er weht in kurzen, aber um so heftigern Stößen, deren Anprallen an dem Wasser und den Felswänden der Ufer einen seltsamen Ton hervorbringt. Die Wellen thürmen sich drei bis vier Fuß in die Höhe und bilden tiefe Schlünde, in welchen ein leichtes Fahrzeug wol sein Grab finden kann. So konnte auch die Barke, die von Brunnen her dem Dämpfer Passagiere zuführen wollte, ob der Gewalt der Brandung vom Ufer nicht abstoßen, und jene mußten anderes Fortkommen suchen. Fällt der Föhn mit Gewitter zusammen, so ist die Gefahr ungleich größer, der empörte See schleudert die Kähne wie einen Ball hin und her und zerschellt sie, wenn nicht das Wasser sie überfluthet, an den starren Felsenufern, die nirgends einen Landungsplatz gewähren. Der Apfelschuß war ein Meisterstück, das nimmt man fest an, doch die Handhabuug des Schiffs im Sturme, sein Anlanden an der Platte, kommt, wo nicht zugleich, doch alsbald hinterdrein. Jezt ist es vorbei mit dem Reiz der Gefahr, man müßte denn ein toller Engländer sein und einem Kahne sein Leben anvertrauen, während man das Erhabene des Schauspiels vom sichern Verdeck des Dampfbootes ruhig mit ansehen kann.

Was vermag gegen dieses die Wuth des entfesselten Elements? Wenn es seinen Lauf auch hemmt, ihn aufzuhalten ist es nicht im Stande. Mächtig schlagen die zürnenden Fluthen den Eisenkiel der starken Maschine, es dampft der Kohlenkessel, es bewegen sich die

verschlungenen mechanischen Arme in den Eingeweiden des Wasserpallastes und gewaltig kreisen der Räder Eisensaufeln, das tobende Element zu zügeln, zu durchbrechen und in Staubwolken hinter sich zu schleudern! Dein Glück, Tell, daß deine Zeit noch nicht diese Erfindung hatte und benuzte, du wärst um deinen Ruhm, die Schweizer gar um ihre Freiheit gekommen!

„Das Grütli", rief es im Vordertheil des Schiffs, „das Grütli", tönte es von den Seiten und alle Augen wandten sich rechts nach dem nahen Ufer.

„Sehen Sie es?" fragte Antonie, welche meinen Arm faßte, denn ein heftiger Windstoß hieß uns, auf festen Füßen zu stehen.

„Freilich sehe ich es, aber was haben Sie sich denn vorgestellt?" fragte ich und zeigte ihr eine grüne Matte, welche an einem steilen Felsenabhang bald bis an den See hinabfällt und mit schönen Obstbäumen und einem einfachen Baumhaus versehen ist, hinter dem der steile Seelisberg aufsteigt, in dessen Ritzen Kühe und Ziegen weideten.

„Also ist dies das Grütli, die Geburtsstelle der Schweizer Eidgenossenschaft, glaubte ich doch, mehr eine Felsengrotte, ein heimliches Versteck zu finden, als diese offene grüne Alpe." Sagt's doch der Dichter, was es sey:

„Links am See
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereuttet ward."

Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß der Anblick meine Vorstellung ganz befriedigte. Eine heilige Sache, wie die, welche hier beschworen wurde, kann am besten in dem offenen Heiligthum der Natur geschehen, und wo möchte ich wissen, wäre dies anders zu finden, als hier? Das Volk trägt sich mit einer schönen Sage: An der Sennenhütte sprudeln drei klare Quellen in geringer Entfernung aus dem Boden, man nennt sie die heiligen, weil auf der Stelle, wo die drei hohen Stifter der helvetischen Freiheit standen und den Bund beschlossen, sie hinter ihren Füßen aufgequollen seien. Neuere Semilasso's nennen dies Mirakelsucht und Aberglauben und werfen es mit fanatischer Abgötterei von Reliquien und christlichen Götzendienst zusammen. Will man denn die wenige Poesie, die im Schweizervolke lebt, so mit Gewalt vernichten? — Der Abbé Raynal wollte 1780 zum Gedächtniß jenes Bundes ein Denkmal auf der Grütlimatte errichten lassen und bat den Kanton Uri dazu um Erlaubniß, der es abschlug, „weil es keines steinernen Denkmals bedürfe, so lange die Schweizer sich frei fühlen und der Freiheit sich erfreuen; wenn aber je ihre Enkel diese Empfindungen verlieren sollten, so würde der Eidgenossenschaft ein solches Denkmal so wenig nützen, als dem in Knechtschaft versunkenen Rom seine so häufigen Denkmale aus den tugendhaften Zeiten der Republik.“

Der Föhn wehte fort, trotz Sonnenschein und

blauem Himmel, und trieb mehre Passagiere in die Kajüten; Naturfreunde, unter denen ich, blieben oben und wollten lieber die Windstöße ertragen, als den Genuß des ausserordentlichen Schauspiels entbehren. Dieser Seebusen macht unstreitig den tiefsten Eindruck; Felsen bis zu 8000 Fuß Höhe steigen senkrecht aus seinem Wasser empor und wechseln mit jeder Minute in ihren Gestaltungen. Im Hintergrunde, wo die Häuser von Fluelen und das Ende des Sees sichtbar werden, thürmt sich die Gebirgswelt immer höher, aus welcher die Schneehäupter Uri's, der Rothstock und Blackenstock, so wie der Gletscher tragende Bristenstock im Reußthale hervorragen.

Ein gutmüthiger Poltron, der Kapitano! Seit wir am Grütli hart vorüberfuhren, blieb der Dampfer auf dieser Uferseite, weil das Wechseln mit der jenseitigen bei dem ohnedieß ganz widrigen Winde seinen Lauf nur noch länger aufgehalten hätte. Nun aber liegt der große Achsenberg, an dessen Fuß Tell's Kapelle steht, drüben an der andern Küste, und uns Allen schlug das Herz vor Verlangen, der klassischen Stelle so nahe als möglich zu kommen. Wir baten den Tessiner inständig und verhelten ihm nicht den Dank, den seine Bereitwilligkeit bei uns finden dürfte. Anfangs stürmte er und fluchte nicht wenig über Zeitversäumniß und ungebührliche Zumuthungen, aber das Italienernaturel siegte. Die Aussicht auf einen freien und wohlbesezten Mittagstisch, welche wir ihm eröffne-

ten, war zu lockend, um dagegen kalt zu bleiben. „Backbord, links abgefallen, Steuermann," tönte es zu großer Freude, queer über die Fläche furchte das Schiff zum linken Ufer hin und wir gewahrten

„Des Felsenriff's,
Das abgeplattet vorspringt in die See —

Wie freute ich mich des Sturmes, der die Vergangenheit in ihren großen Zügen so wahr vor unsre Augen zauberte. Ihr ungläubigen, kalten Kritikerseelen, kommt hieher und wagt es noch Zweifel am Dasein eines Tell laut zu werden. Ihr verdientet nicht besser als Gottesläugner behandelt zu werden, denn ihr verneint Begebenheiten, die unter Gottes augenscheinlichem Schutze geschahen.

Am Buckisgrat und Hackenmesser, so heißen die Felswände des Achsenberges springt die Platte hervor, und ein eiserner Ring bezeichnet die Stelle, wo der famose Sprung geschah. Es ist ein guter Sprung, das muß ich gestehen, doch weniger schwer, als der, welchen Landgraf Ludwig von Thüringen von Giebichenstein bei Halle in die Saale gethan haben soll, woher man ihn den Springer nennt; denn zu diesem gehört ein Siebenmeilenschritt, während jener gewiß noch heute von manchem kräftigen Turner nachgesprungen werden könnte. Nun und damals gab es kräftigere Naturen, derbere Knochen und einige Körperstärke mehr, als bei dem Geschlecht des neunzehnten Jahrhunderts. Und erst der Tell,

„Es gibt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge."

Eine offene, einfache Kapelle, so groß als der enge Raum gestattet, erinnert an das denkwürdige Ereigniß. Fresken von den Schweizer Freiheitsschlachten bei Morgarten, Sempach, Murten, St. Jakob schmücken die Seitenwände. Was thut nicht ein schmuckloses Bild, wenn es die Begeisterung der Seele veredelt? Kein Künstlerpinsel hat jene Geschichte gemalt, nur ein schlichter Maurer und Stubenmaler aus Uri, der wol in Wärme für die heilige Sache glühte, doch der höheren Weihe der Kunst entbehrte.

Man naht sich dem Ende des Sees, der Urner See genannt. Flüelen, das erste Dorf im Kanton Uri, das man betritt, ist der Landungsplatz. Nahe dabei fällt die Reuß in den See; die Ufer werden niedriger und der Boden eben, wo es nach der Gotthardsstraße zugeht, welche hier ihren Anfang nimmt, und auf eine Stunde weit dem Auge sichtbar ist; die Höhe der Berge mit ihren Gletschern und Schnee beweist, daß man der Alpenwelt nicht mehr fern ist.

Nach einigen mißlungenen Versuchen, anzulanden, weil die Uferbrandung zu stark war, gelang es endlich dem Dampfer vor Anker zu gehen. Flüelen ist das Como der Schweiz, es lebt daselbst ein betrügerisches liederliches Gaunergesindel, die Taugenichtse von Flüelen sind sprüchwörtlich geworden. Ein Schwarm derselben bedeckte gleich das Verdeck und riß sich um die Bagage. An einem leichten Lederkoffer tragen zwei

faule Schlingel, ein dritter bittet sich ein Trinkgeld aus, weil er ihn auf die Schultern seiner Kameraden gehoben habe. Man muß keine Umstände machen und nicht mehr zahlen, als habe es einer getragen. Geduld und Gleichmuth sind die einzige Schutzwehr gegen den Ärger, den man sonst massenweise in der Schweiz verschlucken wird. Ein grobes Wort, denn anders wird man nicht verstanden, zu rechter Zeit gesprochen, schüzt auch gegen die unverschämte Prellerei. Kaum ist man diesen Lazzaronis entronnen, so umringen uns von allen Seiten Kutscher und Fuhrleute, ihren Wagen nach Altorf anzubieten, ja es haben dieselben sogar schon auf dem Schiffe ihre Kommissionäre, welche dem Reisenden Marken aufzudringen suchen. Man sei darin vorsichtig, denn es ist nicht erst einmal geschehen, daß beim Aussteigen jene Herren verschwanden und kein Fuhrwerk da war, welches die Billets anerkannte.

Ich schlug mich durch das Judenvolk durch, erfaßte einen guten Zweispänner, half Antonien, ihrem Vater, seinem alten Freund und mir selbst in den Wagen und in einer kleinen Viertelstunde waren wir in Altorf. Wie schnell ich das Mädchen lieb gewonnen! Es geht doch nichts über die Vertraulichkeiten auf Reisen!

XVII.

Aus Tell's Heimath.

Es wird mir eng im weiten Land,
Da wohn' ich lieber unter den Lawinen.

„Ach, wie schön!" rief es aus einem Munde, als der Wagen auf dem Markte Altorfs hielt, wir ausstiegen und über die höchsten Häuserdächer grüne Wälder, staare Felskuppen, Eisfelder und Schneestreifen von den nahen Gebirgen rings herum in den freundlichen Ort hereinblicken sahen.

Ja, sie liegt schön, die Hauptstadt des alten Uri. Das neue Gewand kleidet sie gut, womit unser Jahrhundert sie geschmückt hat, wol besser als das alte, welches die lezten Tage des vergangenen durch ein fürchterliches Feuer zerstörten. Bis auf die lezten Häuser sank sie in Schutt und Asche. Das Elend war entsetzlich, der Kanton arm, durch Truppenmärsche und Einquartirung um das Wenige gebracht und konnte nicht helfen. Wer weiß, wenn es nicht Altorf war, wo die Saat der Schweizerfreiheit zur Erndte reifte, ob man es je wieder aufgebaut hätte? Solche Erinne-

rung freilich ist ewig; aus allen Kantonen floßen zalreiche und beträchtliche Gelder ein, bald wuchs der Phönix aus der Asche. Doch die Altvordern, die redlichen Eidgenossen blieben in den Gräbern. Die vernünftige Freiheit, der Rechtssinn, die Kraft und die Einheit einer großen Vergangenheit kehrten nicht zurück. Sie hat man in Grüfte tief hinab in die Erde gescharrt und mit schweren Steinplatten belegt, die das schwache Geschlecht nicht zu entfernen vermag. Wo bist du Stier von Uri mit dem Horne, dessen Ton deinen Feinden Todeskälte durch die Glieder jagte? Armer Stier, hast du die Hörner dir verstoßen, führst du nur stumpfe Waffen auf dem blöden Kopfe? Pfaffen und politische Fanatiker sind deine Führer geworden; das Horn liegt verrostet und vergessen in alter Rumpelkammer? Dafür klingen die Meßglöckchen und rufen das Volk zurück zur Finsterniß. Bleibt liegen, ihr alten Helden, ihr edlen Stammväter einer unedlen Nachkommenschaft!

In Wahrheit, es ist traurig. Schwyz, Uri und Unterwalden, von deren Bergen die Feuersignale der Freiheit aufstiegen, sind jezt drei faule Flecken der Eidgenossenschaft, würdige Kollegen von Wallis und Freiburg.

Aber die Natur ist gütig, sie blieb dieselbe, ewig jung und ewig schön. Da steht noch der Bannberg hoch bewaldet, wie damals als der Tell mit seinem Buben an dem verhängnißvollen Tage von ihm herab-

kam, und seine Tannen schützen noch heute den Flecken vor der Vernichtung durch fallende Lawinen. Die reichste Vegetation mit der Abgestorbenheit des Bodens, die lachende Anmuth mit der schroffsten Wildheit gränzen auf kleinem Raum hart aneinander.

Heiß brannte der Mittag, die Sonne schoß ihre Strahlen sengend in den Thalkessel herab und auch der Schatten gab keine Erquickung; der fortstürmende Föhn hat die Luft durch und durch erhizt. Solche Tage finden ihres gleichen kaum in Italien. Die zalreiche Gesellschaft, welche im „Schlüssel" bei reichbesezter Tafel saß, war so redefaul, daß man einen Jongleur, der sich mit seinen Kunststücken meldete, sehr willkommen hieß. Wahrhaftig die Spekulation auf die Geldbeutel der Reisenden geht in der Schweiz in's Großartige. Die kleinen Kunstfertigkeiten der Menschen stellen sich hier den Wundern der Natur gegenüber in recht schwaches Licht, und es gibt für die Art und Weise, wie ein großer Theil der Fremden reist, eben kein Lob, wenn man sieht, daß solche Leute durch die Theilnahme und Begeisterung derselben ihren Erwerb sich verschaffen können. Die Unwissenheit trägt auch daran Schuld! ich erinnere mich, wie auf der Bürkliterrasse bei Zürich ein Kellner Engländern mehre Franken ablockte, daß er ihnen eine Gassenmelodie vorsang und sie für den Kuhreigen ausgab. Die Leute waren seelenvergnügt, ihn so bequem im Thal gehört zu haben, sie konnten sich dadurch des Bergsteigens entheben,

das sie mehr als den Tod scheuen, und doch bereisen sie die ganze Schweiz. Und man soll noch eine gleichgültige Mine behalten?

Auch mir und Antonien war der Gaukler willkommen. Wir fanden dadurch Gelegenheit, von der Tischgesellschaft loszukommen und wählten den Balkon des Zimmers, der von blühendem Gaisblatt zu einer wahren Laube umrankt war, zum Ort traulich stiller Unterhaltung.

Ein Mädchen, das die Ketten der Vorurtheile kräftig zerbricht, wußte Antonie den Augenblick zu nutzen, war nicht so spröde, um ein extemporirtes Herzensverhältniß zu verweigern, und doch so aufmerksam, um an den Punkten einzulenken, wo ein feiner Takt es gebot. Wie selten sind solche Mädchen, wie wenige wissen das Leben so zu genießen, daß sie das Gedrückte ihrer Lage sich erleichtern, wahren und innigen Umgang mit Männern haben, ohne Ruf und Ehre zu beflecken. Es ist ideale Schwärmerei, zu sagen, man könne nur einmal wahr und innig lieben. Treu soll man bleiben, so lange die Verbindung dauert, weil Treue auf Achtung beruht und jede Liebe ohne Achtung nicht Liebe, sondern Sinnenlust ist. Wenn aber die Verbindung sich löst, so wird die Liebe ihrer Fessel ledig, sie bleibt zurück und kann sich von Neuem verschenken, ohne an ihrer Heiligkeit zu sündigen. So sind aber die Vorurtheile der Welt. Weil schwache Seelen dabei untergingen, ihre Ehre verloren, so schreit

man jezt über Jede Ach und Weh, welche die Regung ihres Herzens lauter werden läßt, als der Anstand erlaubt. — Was ist Anstand? oft ein enger kleiner Geist irdischer Beschränktheit! ein Komplimentirbuch menschlicher Schwachheiten. Wo steht es nicht überall geschrieben, der Anstand mache sich von selbst und könne nicht gelernt werden? Und nun gar, den höchsten seligsten Gefühlen wollt ihr Anstandsgesetze diktiren? Eine schöne Tochter, die nicht in sich selbst die Aufsicht ihrer Ehre trägt! Man braucht die Weiber nicht zu emanzipiren, wie St. Simon und Père Enfantin, wol aber den unnatürlichen Zwang im Umgang mit uns erleichtern und auf natürlichere Verhältnisse bringen. Dann wird mancher Vorwurf wegfallen, welcher jezt die Mädchen einzig und allein der schiefen Stellung wegen, die sie einnehmen, trifft. Womit ist man gegen sie freigebiger, als mit dem Namen einer Kokette? Ich behaupte, und gewiß, so parador es klingen mag, nicht ohne Grund, ein Mädchen von Geist und Bildung muß, wie die Sachen jezt stehen, kokett seyn, um für sich Interesse zu erregen. Es heißt die Noth zur Tugend machen, aber die Noth entsteht aus den angehäuften Vorurtheilen von Jahrhunderten, und diese sind an dem ganzen Elende Schuld. Soll ein Frauenherz denn immer ein Feuerstein bleiben, der blos dann Funken gibt, wenn er geschlagen wird, blos von fremdem Lichte leuchtet? Dieß unnatürliche Gebot der Sitte, des Anstands, der Vorurtheile, oder wie es heiße,

führt zur Verstellung, zur Unwarheit, zu studirten Kunstgriffen, zur Kokketterie. Es gibt daher nur zwei Wege. Entweder bleibt das Mädchen daheim in der Stube beim Spinnrocken, einzig und allein Dienerin der Wirthschaft und Häuslichkeit, oder sie besucht die Gesellschaft, tritt in die Welt ein und wird — eine geistvolle Kokette. Aber nie ohne diese Eigenschaft, denn sonst wird sie eine Närrin, wie viele ihrer Schwestern, welche ein Spiel begannen, dessen sie nicht mächtig waren, das sie um ihren Einsatz bringt, und keinen Gewinn erwarten läßt. Vermochte das Spiel ihrer Geisteskräfte einen würdigen Mann, die Parthie, welche sie bietet, anzunehmen, dann müssen die Fesseln fallen, worin der Verstand das Gefühl gefangen hielt, und ein offener Herzenserguß ohne Hinterhalt die Reinheit der Neigung bethätigen, deren Ursprung das Werk der Absicht schien.

Die Gauklerszene war zu Ende, der Vater rief, die Tochter flog aus der Gitterloge in den Saal, ich folgte langsam. Man wollte die Überreste der Vorzeit und Tells Geburtsort besuchen.

Mir war es recht, hatte ich doch wieder Gelegenheit, über die Engländer zu lachen. Mehre besaßen die Übersetzung der Schiller'schen Tragödie und trugen unterwegs ihren Landsleuten die hieher bezüglichen Stellen vor, während eine Französin uns Melchthal's Arie aus Rossini's Tell zum Besten gab. So unter Gesang und Deklamation kamen wir auf den Haupt-

platz Altorfs, wo die Denkmale jenes Ereignisses stehen, — ein Baum mit der Bildsäule Tell's, von wo er den Pfeil abgeschossen, und in einiger Entfernung ein isolirter Thurm, der an der Stelle der Linde, worunter der Knabe gestanden, erbaut, und mit Szenen aus der Geschichte Tell's versehen wurde. An ihm hat sich die große Feuersbrunst nicht vergriffen. Master Pudding war gerade an dem Orte, wo es heißt:

„Er nehme seine Weite,
Wie's Brauch ist! Achtzig Schritte geb' ich ihm
Nicht weniger, noch mehr",

welche er unter heftigen Hand- und Fußbewegungen herausbrüllte, — eine Szene, deren man hier gewohnt sein muß, denn die Altorfer gingen lächelnd vorüber, — als ein Landsmann, den der Zinnoberglanz seines Angesichts und die reichliche Mischung des schwarzen Kaffee's mit Kirschwasser mir für einen quiesszirten Seeman gelten ließ, ihn mit einer Stimme unterbrach, deren Umfang und Gewalt meine Annahme gewiß machte, „Goddam achtzig Schritt, da will ich eine abgetakelte Fregatte seyn, wenn das achtzig Schritte sind." Alles lief zusammen, und der fantasielose Schiffsmann maß schon mit schweren Füßen den Raum zwischen Thurm und Brunnen. Nun, er hatte das Breiten- und Längenmaß gut los, und brachte auf zweimaligen Versuch nur 58 Schritte heraus. — Wäre er doch mit seinem mathematischen Scharfsinn zu Haus und auf dem Meere geblieben; die Illusion war zerstört

und die Rostbeef=Esser fingen an, laut Glossen über Fabel und Anführung zu machen. „Da waren meine Jungen anders“, jubelte der weiland Kapitän, „auf 1200 Schritt schoßen sie den Kapmast hinab, so sicher wie man einen Kanarienvogel im Käfig zusammenfegt.“

„Mein Herr“, sagte ich, „wenn aber ihre Kinder oben gesessen, wie da?“

„Das ändert wol die Sache, aber diese Nähe.“

„Mein Herr, glauben Sie denn, daß damals der Brunnen und der Thurm schon da gewesen? Sie fingen am untern Theile des Brunnens zu zählen an, kann der Tell nicht oben an gegenüber, der Stamm der Linde nicht weiter abwärts gestanden haben und sich dadurch die fehlenden 22 Fuß recht gut ergänzen? Wo fünf Jahrhunderte dazwischen liegen, muß man der Geschichte durch Erklärung zu Hülfe kommen, sonst bringt man sich um alles Vergnügen, wir sind keine Kritiker.“

Die Gesellschaft gab mir Recht, auch die prosaischen Insulaner schienen sich zufrieden geben zu wollen, als der unermüdliche Vorleser am Ende des Trauerspiels auf den Vorsatz des Volkes, den famosen Hut zu vernichten, durch die Worte Walter Fürst's:

„Nein, laßt ihn aufbewahren,
Er soll der Freiheit ewig Zeichen seyn“,

die bekannte Manie dieser englischen Travellers auf Alterthümer und Reliquien im höchsten Grade erregte. Alles schrie nun nach dem Hute, der eine hielt den

nächsten Vorübergehenden an, der andere stürzte in den Gasthof, sein Notizenbuch zu suchen, einige waren auf geradem Wege zum Rathhaus und Landamman des Kantons, während andere ihre Frage lieber gleich dem eben versammelten großen Rathe vorzulegen im Sinne hatten. Ich wunderte mich nur, daß sie nicht auch den Apfel zu sehen verlangten. Indeß all ihr Geschrei schaffte nun einmal den Hut nicht herbei, und es gab darüber großes Herzeleid. Ich gestehe, dießmal habe ich die Schweizer nicht begriffen, sie sind doch sonst bald auf allen Wegen bedacht, Gewinn von der Unwissenheit und Guthmüthigkeit ihrer Gäste zu ziehen, warum können sie nicht hier auf der Stelle einen altersschwachen schäbigen Hut finden und die gewaltsame Neugierde für gutes Geld befriedigen? Da versteht man es in Italien doch besser, in Rom baut man jedes Jahr Ruinen auf und zeigt sie dem leichtgläubigen Reisenden als neuentdeckte Trümmer von Bädern, Tempeln, Villen und wer weiß von was Allem.

Drüben, am linken Reußufer, in der Nähe des Benediktinerklosters Seedorf, liegen die Ruinen des alten Schlosses Attinghausen, dessen Geschlecht schon längst schlafen gegangen. Man genießt von da eine pittoreske Ansicht auf den See, die Ufer, die Stadt mit ihren Bergmauern, in's Reuß- und zur Seite in's Schächenthal, aus welchem die Glarner Schneegipfel hervorsehen. Wie ein todtgehetztes Wild schleicht zu den Füßen des Schloßberges die ermattete Reuß und

sehnt sich auf die nahe Ruhe in der Umarmung des See's. Kein Gebirgswasser hat wol so lange und schwere Kämpfe mit dem widerstrebenden Boden zu kämpfen, als dieses.

Die Szenerie des Schiller'schen Drama's ist den Lokalitäten durchgehends entsprechend. Man liebt und schätzt den Dichter ausserordentlich in der Schweiz, er ist populär und sein Tell die Freiheitshymne, womit die Jugend in den Schulen ihre Vaterlandsliebe begeistert.

Unverdrossen, mit immer gleichem Muth braust der Schächen aus der Felsenschlucht hervor, wodurch man über eine beschneite und begletscherte Gebirgswelt am Schreckhorn und den Kleriden vorüber und über die Belenwand in den Kanton Glarus hinabsteigt. Das Thal ist wie der ganze Kanton, so weit es das Klima erlaubt, Wiesen- und Alpenland, und von Menschen mit kräftigem Körperbau bewohnt. Am Eingange desselben, eine halbe Stunde von Altorf, nicht weit vom Einfluß des Schächen in die Reuß, liegt Bürglen, der Geburtsort Wilhelm Tells. Man kann sich einer eigenen Empfindung nicht erwehren, wenn man selbst die Örter besucht, welche uns das Gedächtniß eines großen geliebten Mannes vergegenwärtigen; man betrachtet auch die Kleinigkeit mit andern Augen, die Zauber der Illusion bestricken alle Sinne. Und doch ist das Dorf nichts weniger als nett und in reinlicher Schweizermanier gebaut; baufällige, schmutzige Häuser, mit stein-

beschwerten Dächern, aus welchen zwar kräftige Gestalten, aber mit apathischem Ausdruck im Gesicht, neugierig uns anglotzen, Armuth an allen Enden, sind jezt die Zierden dieses geweihten Bodens. Obgleich in allen katholischen Kantonen die Bettelei in's Große geht, so hat sie doch hier eine furchtbare Höhe erreicht. Kinder, die wie Würmer auf allen Vieren kriechen und kaum einige Worte stammeln, legen sich dem Fremden gerade in den Weg, wie die Armgart dem Geßler, bringen die Händchen zum Munde und werfen unzählige Küsse ihm zu. Es ist das erste Geschäft der Erziehung für die Eltern, dazu die Kinder abzurichten. Was läßt sich da erwarten, wo alle edelen Keime systematisch zu Grunde gerichtet werden. Es ist unglaublich, wie wenig Einsicht im Lande, wie eigensinnig und halsstarrig die Regierung ist. Was hilft es, wenn auf der Tagsatzung aufgeklärte Kantone eine Änderung der Bundesverfassung, die über kurz oder lang doch unvermeidlich ist, auf dem Wege des Vertrags verlangen, damit nicht die Schrecken einer Revolution das Heil gewaltsam bringen möchten, so lange an andern Orten Mönche von den Kanzeln gegen alle und jede Landesverbesserung predigen, und wenn sie ja Unterricht dem Volke heilsam finden, Jesuitenschulen loben und empfehlen?

Indeß in den Augenblicken, wo wir die Dorfgasse durchschnitten und in die Kapelle traten, die, wo Tells Haus gestanden, erbaut wurde, überließen wir uns

ganz der großen Vergangenheit, welche aus einigen schlichten Wandgemälden lebhaft vor die Seele trat. Es sind Tells Heldenthaten und er wird „der treue Retter des Vaterlandes, der theure Urheber des freien Standes“ genannt.

Und welche Sklavenketten hat dieser freie Stand, haben diese Nachkommen der Freiheit, welche er stiftete, nicht erst zu Anfang dieses Jahrhunderts getragen, physischen, politischen Zwang und Druck, vom moralischen, der sie eben jezt umklammert, gar nicht zu reden? Im Jahre 1799 und 1800 war dieser Kanton immerwährender Schauplatz des Krieges zwischen den Franzosen, Östreichern und Russen. Von Altorf bis Giornico wurde das Land geplündert, Vieh und Pferde geraubt, alle Lebensmittel verzehrt und vergeudet, bis in die Gebirgspässe drang die tödtliche Kugel und Blut röthete den Alpenschnee. Oft sahen sich die Einwohner gezwungen, mit ihren Kindern in Felsklüften zu hausen; Brod war eine seltene Sache, und Ziegenmilch mit wildem Obst für viele Menschen Hauptnahrungsmittel. Ja, im Jahre 1800 wurden die freien Männer von Uri gezwungen, Pulver und Kugeln der französischen Division Moncey, welche nach Italien zog, auf den Rücken über den Gotthard zu schleppen. Doch nicht umsonst, denn sie erhielten für den Zentner eine Ration Kommisbrod und Branntwein! Der Transport dauerte drei Wochen. Wie Lastthiere bepackt, zogen sie in langen Reihen, zuerst die Männer, dann

die Weiber, die Kinder, zuletzt die Greise unter dem Befehl einiger französischen Unteroffiziere, welche sie nach Gefallen Halt machen ließen, oder antrieben, oft mißhandelten. Viele wanderten aus Noth aus, nur wenige ergriffen die Waffen und kamen um. Am Ende des Jahres 1800 war der vierte Theil der Volksmenge ganz bettelarm und mehrere hundert Kinder mußten von der helvetischen Regierung bei den Einwohnern anderer Kantone untergebracht werden.

Dieß Alles und noch Ärgeres erzählte mir mein Führer, den ich den Tag darauf nach Unterwalden mit mir nahm. Er war dabei gewesen, sein Vater und Großvater; ihren freien Nacken mußten sie unter das Joch fränkischer Tyrannei beugen; er zeigte mir die Stelle, wo der Großvater unter der schweren Last niedergesunken, mit Hieben und Bajonettstichen wieder auf die Beine gebracht, von Neuem zusammenstürzte und seine Republikanerseele schlechter wie ein Hund aushauchte.

Gerühmt und bewundert wird Bonaparte's Übersteigung des großen Bernhards im Jahre 1800, gleich merkwürdig, wenn auch weniger bekannt, ist der Zug der Russen unter Suwarow ein Jahr zuvor. Das ganze Heer marschirte von Altorf aus in das Schächenthal, überstieg den Kinzigkulm, ein Gebirge von 7000' Höhe und drang bis Muotta, im Kanton Schwyz vor. Bei Schömbuch, am engen Ausgang des Muottathales, kam es mit Massena an beiden

Brücken, welche über den Fluß führen, zu blutigen Kämpfen. Viele Franzosen wurden hinabgestürzt und fanden in den Abgründen ihren Tod. Als die Russen nicht vordringen konnten, zogen sie über den Pragel nach Glarus. Die Alpenbewohner sprechen mit Bewunderung von diesem Gebirgsmarsch, welchen sonst nur auf schmalen Pfaden Ziegen, Gemsjäger und Hirten wandern.

Ein lächelndes Auge unter Thränen, wie Sonnenstrahlen durch den Regen. Ein Kuß und Lebewol. Unsere Liebe hört auf, aber nicht die Liebe in uns und die Erinnerung. Morgen schläft sie in Hesperiens Gefilden, ich steure nach den Gletscherburgen. Alle guten Götter mit Dir, mein Lieb.

XVIII.

Eine Nacht im Kloster.

Es schlug 5 Uhr von dem Thurme des Benediktinerklosters Engelberg und die Glocken der Kapelle riefen die frommen Väter zur Frühmette. Hastig warf ich die Vorhänge des Himmelbettes auseinander, die Umgebung zu mustern, wo ich mich befand, denn ermattet war ich gestern in dunkler Nacht über die Surenenalpen von Altorf her hier angelangt. Der einzige Gasthof des kleinen, ärmlichen Dorfes war längst verschlossen; ich zog als Pilger vor die geweihte Abtei, und gastfrei öffnete diese ihre Pforte. Ein dienender Bruder in der Ordenstracht geleitete mich durch weite Bogengänge, Trepp auf, Trepp ab, durch Kapelle und Refektorium, mit einem Windlicht den Weg erhellend, nach der Klause, die ich jezt bewohne. Er steckte die Fackel in einen Eisenring an der Wand, sezte Brod, Butter und Käse mit einer Flasche La Côte auf den Tisch, und wünschte buona notte.

Es dauerte lang, ehe sein schlürfender Schritt verhallte. Ich war sehr müde und der Ruhe bedürftig,

doch der sonderbare Empfang, das geheimnißvolle Wesen meines Führers, die Abgeschlossenheit der Wohnung, die seltene Lage, worin ich mich befand, erweckten tausend närrische Bilder der Einbildungskraft. Ich ergriff die Leuchte und musterte das Gemach. Es war tief und zwei Fenster breit, mit Marmorplatten ausgelegt, von welchem sich jeder Schritt in dumpfem Schalle an der hohen Wölbung der Decke brach. Die Wände waren weiß getüncht und mehrfache Eisenringe in ihnen befestigt, die man zu Licht- und Fackelhaltern benutzen mochte. Oben über der Thüre befand sich eine Vertiefung in der Mauer, worin ein Ölberg von geschnizter Arbeit, sonst keine Zierrath. Ein fournirter Klappentisch, mit eisernen Haken im Mauerwerk befestigt, worüber ein Metallspiegel mit zwei Dillen hing, drei hölzerne Stühle, deren Lehnen in kunstreichen Blumen ausgeschnizt, ein vier Fuß hohes Bett, mit bis zur Decke hinaufstrebender Verhängung aus feinem Linnen, — bildeten das ganze Meublement der Klause.

Ich trat an's Fenster, wirbelte es mühsam auf, wobei mir der Wind zur Hülfe kam, welcher mit Gewalt die weichenden Fenster aufschlug, heftig eindrang und fast die Leuchte verlöschte. Ich starrte in eine undurchdringliche Finsterniß, denn der wenige Raum des Himmels, welcher in dies enge, schauerliche Thal herabsieht, war mit schwarzen Wolken behangen. Unter mir, und wie es schien, in be-

trächtlicher Tiefe, vernahm ich das Rauschen des Nachtwindes in den Zweigen und Blättern der Bäume, und aus der Ferne den brausenden Fall der Wasser, an denen ich bei Tag vorübergekommen. Kein menschlicher Laut ließ sich vernehmen, wo die Stimmen der Natur redeten.

Ich schloß das Fenster, steckte die Leuchte an den alten Ort, und machte mich an die frugale Mahlzeit. Ein seltsames Nachtquartier für das neunzehnte Jahrhundert, für die moderne Zeit ungewöhnlich romantisch und abenteuerlich! Gestern im komfortablesten Gasthofe von der Welt, mitten unter gewohnten Gegenständen und Menschen, selbst ein Kind dieser Zeit, — heute allein in fremdartiger Umgebung bei Fackellicht, im öden Steingewölbe eines finstern Klosters, einem Pilger längst vergangener Jahre gleichend. Noch ist Romantik im Leben: bis heute segne ich den guten Gedanken, der mich an die Klosterpforte pochen hieß.

Bruder Anselmo hatte nicht den schlechtesten Wein aus des heiligen Benediktus Keller gebracht. Welch Aroma stieg aus seiner goldenen Flut, wie feurig durchglühte er die fröstelnden Glieder! Lieber Benedikt, du warst ein braver Mann, dir war das Licht lieber, als die Finsterniß; an deinen heiligen Stätten versiegten nie die Quellen der Wissenschaft. Deine Söhne waren im Ganzen doch besser, als die andern, und die Nachwelt ist ihnen Dank schuldig. Du sollst leben, hoch leben, heiliger Benedikt; ich ein Ketzer, ein arger

Feind aller Kuttenträger, habe bei dir eine Schlafstätte, ein Nachtmal und morgen wol ein Frühstück gefunden, ich habe einen romantischen Abend a la Motte Fouque und Scott bei dir verlebt. Ich vergesse dies nicht, dafür bin und bleibe ich dir gut und trinke deine Gesundheit in dem edlen La Côte deines geliebten Klosters Engelberg! Ein lautes Hoch bekräftigte diesen Toast, begeistert warf ich die Flasche gegen die hohe Wölbung des Zimmers, daß die Scherben klirrend nach allen Ecken flogen.

Ich suchte geordnet zu denken und mein Tagbuch nachzutragen, aber es ging und ging nicht, die verschrobensten Gebilde der Fantasie jagten mir durch den Kopf, Geisterspuck der Kinderstube und toller Romanenunsinn tauchte in der Erinnerung hervor, und ich glaube gar, es rieselte mir kalt über den Rücken, als ich bei jeder Kopfbiegung aus dem verdammten Metallspiegel in unheimlicher Beleuchtung mein verstörtes Angesicht mich anblicken sah. Eilig warf ich die Kleider von mir, erstickte mit mehren Schlägen auf dem Steinboden die Fackel, daß die Funken weit umher stoben, und kletterte mit Händen und Füßen in das Himmelbett, das bald seinen Frieden auf die müden Augenlieder senkte.

Nun war es Morgen, die Glocken riefen zum Gebete, ein blauer Himmel sah zum Fenster hinein, — ich lag zerstoßen mit verstauchtem Fuße auf dem kalten Steinpflaster und sah wehmüthig auf die schwin-

delnde Höhe des Bettes, wovon ich herabgestürzt. Das sind Betten für Nordlandsrecken oder alte Schweizerknochen und deren lange Beine, wir kleines Geschlecht können ohne Leiter nicht hinauf noch hinab. Gestern hatte mich die Angst mühsam hinaufgejagt, aber diesen Morgen spielte mir die süße Gewohnheit den argen Streich, daß ich vergaß, wo ich lag, und beim kühnen Sprung aus diesem Riesenlager der Länge nach zu Boden stürzte. Mühsam richtete ich mich auf und fing an zu überlegen, wo ich wäre. Die verkohlte Fackel, die Glasscherben der geopferten Flasche, die Überreste des Nachtessens riefen mir die Ereignisse des gestrigen Abends schnell zurück.

Ich eilte an das Fenster, die Gegend zu betrachten. Himmel, welch' ein Anblick! So nahe, um die Falten seines Schneemantels zu erkennen, stieg tief aus der engen Felsenschlucht, welche die Aa durchbraust, der riesenhafte Titlis senkrecht bis weit über die Mitte des südlichen Himmels hinauf. Die Sonnenstrahlen, welche das Thal kaum um die Mittagszeit spärlich erleuchten, umgoßen das Silberhaupt des Berges mit einer rosigen Verklärung, welche schwimmend auf dem blauen Grund einen über alle Beschreibung schönen Anblick gewährte. Langsam, aber siegend, eine unüberwindliche Heldin, scheuchte die Morgenglut die Finsterniß vor sich her, warf sie aus einem Zufluchtsort in den andern, von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, um sie bald auf allen offenen Erdenräumen vollkom-

men zu vernichten. Die Nebel des Nachtthums flogen erschrocken auf, zerflossen in Luft, und an ihre Stelle pflanzte die Sonne ihre goldene Fahne. Es war eine Morgenandacht im Dome der Welt, wie ich sie nie gehalten. Von der nahen Kapelle tönte die Orgel, der fromme Gesang der Mönche mischte sich in den donnernden Sturz der Gebirgswasser, und von der nahen Senne hallte der Morgengruß des Knaben vom Berge. Zum Fenster hinein rankte sich Immergrün und die duftende Blüthe des Geisblattes, und umgaben mit grünem Rahmen das herrliche Naturbild. Wie lang ich regungslos mit thränendem Auge vor ihm gestanden, weiß ich nicht —

„In jenem sel'gen Augenblicke,
Da fühlt ich mich so klein, so groß,
Du rissest grausam mich zurücke
In's ungewisse Menschenloos."

Ja, Bruder Anselmo, du, als deine Hand meine Schulter berührte, deine Stimme fragte: „Befehlen der Herr zu frühstücken?" da gedachte ich der irdischen Abkunft und antwortete: „ja ehrwürdiger Vater, bringt, was Ihr habt und das ist gut." Er sah die Zerstörung und Unordnung in der Klause, mich selbst, der im tiefsten Neglige war, zu verschiednen Malen verwundert an und ging kopfschüttelnd ab. So viel war gewiß, unter seiner Kutte schlug kein romantisches Herz.

Ich hatte mich unterdeß so weit angekleidet, um den wiederkehrenden Bruder anständiger empfangen zu

können. Er brachte auf silberplattirtem Brett und in Kannen von gleichem Metall und zierlich getriebener Arbeit ein schmackhaftes Frühstück mit Butter und Honig nach Landessitte. Ihm folgte ein Klosterknecht mit Kehrbesen und Schaufel, die Glastrümmer und den Kohlenstaub zu entfernen.

„So bleibt doch, ehrwürdiger Herr", rief ich dem Gehenden zu, und lud ihn ein, sich neben mich zu setzen. „Bleibt und nehmt innigen Dank für die Gastfreiheit, womit ihr einen müden Wandrer in eurem lieben Kloster erquicktet. Um alle Herrlichkeiten eurer schönen Schweiz möchte ich nimmermehr die Erinnerung an das Abenteuerliche des gestrigen Abends und das großartig Erhabene des heutigen Morgens verlieren."

Der Mönch sah mich mit scheuen Blicken an und fragte bedenklich: „aber Herr, was ist Ihnen denn Besonders zugestoßen, ich bin schon dreißig Jahre im Kloster, und ausser dem furchtbaren Lawinensturze des Titlis, der jenen großen Schutthaufen zurückließ, habe ich was Besonderes hier noch niemals wargenommen."

„So seyd Ihr nie aus den Mauern gekommen?"

„Einmal, Herr, bei meiner Sendung hinüber in die Abtei von Dissentis. In Lugano, meinem Geburtsorte, erkaufte sich mein Vater Rettung aus dem Gefängniß mit der Bedingung, den einzigen Sohn dem Himmel zu weihen. So ministrirte ich schon als

Meßknabe beim heiligen Hochamte, und seitdem verschloß sich mir die Welt hinter den Pforten des Klosters. Wie gesagt, seit dreißig Jahren bin ich hier, und habe weder die Aussicht, noch den Wunsch, anders wohin zu kommen."

„Seht Ihr oft Fremde bei Euch?"

„Arme Wallfahrer, die nach Einsiedeln pilgern, genug. Reisende, welche die Schweiz der Neugierde wegen besuchen, wenig. Es liegt dieß schöne Thal zu abseits von der großen Heerstraße, die einer dem andern nachtritt, und der Fremden gibt es so viele, die ohne Kenntniß des Landes zu uns kommen, und dem Rath der Gastwirthe und Führer sich anvertrauen müssen. Einheimische besuchen uns noch am häufigsten, kehren aber selten im Kloster ein, bisweilen kommt ein Ausländer, und noch keinen hat es gereut, dagewesen zu seyn."

„Auch mich wird es nicht reuen, ich bin hoch befriedigt."

„Es war mir bange um Euch, meine Zelle liegt nicht weit von hier, und kaum als ich mich niedergelegt, hörte ich lautes Rufen und Lachen und das Geklirr zerbrechenden Glases. Ich wollte schon hinübereilen, weil ich glaubte, es könnte euch etwas zugestoßen seyn, als ich überlegte, es wäre wol möglich, Ihr wäret einer der Leute, die oft nicht wissen, wo sie sind, die, ich glaube, man nennt es, „schwärmen", die sich Situationen und Personen erdenken, welche es

nicht gibt, ja sich nicht scheuen, solche Visionen öffentlich zu verbreiten, und bei einer verderbten Welt dafür Ehre und Ruhm fanden; nehmt es nicht übel, ich glaubte, ihr wäret ein Dichter oder gar Schauspieler, nun sehe ich aber wol, daß ich Euch Unrecht gethan, Ihr hattet gewiß einen Fieberanfall."

„Ja, einen Fieberanfall", bestätigte ich lachend, und um eine Disputation zu vermeiden, wo die Dichtkunst in Gefahr kommen konnte, ihren Ruhm zu verlieren. „Ich befinde mich aber besser, wieder ganz hergestellt, und will die Exkursion in das Thal und nach dem Titlis sogleich antreten."

Wer war froher als dieser Kunstverächter, keinen gottlosen Dichter oder Schauspieler in geweihtem Gotteshause beherbergt zu haben. Er wurde noch einmal so vergnügt und ruhte nicht eher mit Bitten, als bis ich nachgab und mich in seiner Zelle und im Kloster herum führen ließ. Der Mensch hatte mir so allen Blüthenstaub der poetischen Anschauung abgestreift, daß ich mit dem nüchternsten Auge das alterthümliche Gebäude, den hochgewölbten und mit Skulpturarbeit überhäuften Kreuzgang betrachtete. Im Klostergarten trafen wir den Abt, einen Mann von den markirtesten Zügen, über welche in einem Tage mehr Stürme des Lebens geflogen seyn mochten, als in dem ganzen Dasein Bruder Anselmos; schon sein früherer Aufenthalt in Spanien und seine gezwungene Auswanderung beweisen dafür. Er sagte mir sehr verbindliche Worte

über meinen Besuch dieses Thales, was ihm Bürgschaft leiste, daß der Fremde mit Verstand und Umsicht reise, und sich nicht durch die Gewohnheiten des Haufens bestimmen lasse. Sogleich bot er sich an, mir, wie er sagte, den besten Schatz des ganzen Kantons, die Bibliothek, zu zeigen. Seine Begleitung befreite mich von der Gesellschaft jenes Barbaren im Mönchsgewand und gab mir Gelegenheit, die vielseitige Bildung des Spaniers zu bemerken. Die Bibliothek besitzt gegen 10,000 Bände, darunter Abschriften von einigen noch ungedruckten Werken des berühmten Geschichtschreibers der Schweiz, Aegidius Tschudi.

In dem Abte lag eine starke Seele verborgen, schon die äussere Erscheinung imponirte. Er stirbt gewiß nicht in diesem vergessenen Winkel der Welt. Diese römischen Priester zeichnen sich durch ruhige Würde, Selbstgefühl und Einigkeit im Verfolgen desselben Zieles vortheilhaft vor den evangelischen aus, welche durch pedantischen Zelotismus und Unerfahrenheit in weltlichen Dingen ihrer Sache nur schaden. In der Schweiz hat die Kirche nicht ihre schlechtesten Stützen; von Wallis bis zum Bodensee, von Appenzell bis nach Freiburg reicht sich der alleinseligmachende Glaube über die Köpfe der Ketzer die starken Arme zu einem starken Bündnisse.

Die höher steigende Sonne mahnte zum Abschied. Mein alter Führer, ein ehrlich dummer Kerl aus Uri, hob das Bündel auf seinen breiten Rücken und war-

tete die Instruktion ab, wohin des Wegs. Das war zu viel verlangt, denn bis zum Augenblick wußte ich es selbst ja nicht. In Altorf hatte mich plötzlich der Entschluß überrascht, den Abstecher hierher zu thun, jezt war ich da und wußte nicht, wohin mich wenden. Meyringen, wohin über den Jochberg ein an Naturschönheit reicher Fußpfad führt, lag ausser der Route, noch weniger Altorf, wo derselbe Weg zurückging, und hier konnte ich auch nicht bleiben. Der herrliche Titlis hatte mein Interesse so lebhaft geweckt, daß, wenn ich nur einen Theilnehmer gefunden, mich zur Besteigung desselben gar zu gern entschlossen hätte. Und gewiß verlohnt es der Mühe, schon seine Höhe von 10,710 Fuß ist beträchtlich, und die Aussicht vom Gipfel soll unermeßlich sein. Konnte ich nun nicht auf ihn, so wollte ich doch so nah als möglich an ihn. Ich forschte sorgfältig in meiner Spezialkarte und fragte den Führer, ob er zwischen den Jochberg und Titlis hindurch über die Trübseealp in's Maien- und von da nach Wasen in's Reußthal mich zu bringen vermöge. Es war dieß der einzige Weg, welchen ich thun konnte, wenn ich jenen nach Meyringen, Altorf oder nach Stanz und dem Waldstättersee vermeiden wollte.

„Nun, wenn es der Herr will, so wird's wol gehen, Reisende pflegen diese Tour nicht zu machen, dagegen Ziegen und Kühe, deren Hirten und die Gemsenjäger, nur mit den Ortschaften und Gasthöfen hat's

ein Ende, Sennerhütten um so mehr, denn da ist das Alpenland der Waldstätte."

„Prächtig, ganz wie ich es liebe, oben auf den Bergen, mit Kindern der Natur leben, bei Milch und Käse das Alpenhorn blasen, den Kuhreigen singen hören und mit schönen Sennerinnen kosen, wie neu und lockend zugleich!"

Ich machte meine Freude so laut, daß der Abt und mehre Mönche, die dazu getreten, still lächelten, und Bruder Anselmo einen zweiten Fieberanfall befürchtete. Darum sagte ich rasches Lebewohl, warf in die Armenbüchse reichliches Almosen, wanderte lustig fürbaß und das Herz tanzte mir im Leibe, wenn ich an das Bergvergnügen dachte.

XIX.

Das Rom der Schweiz.

Drei Tage war ich bereits in der helvetischen Hauptstadt. Ich liebe die Menschen und verehre die politischen Renomées der lieben Republik mit aller Aufrichtigkeit, aber jedwedes Ding ist nur eine Zeitlang schön und Natur steht höher, als Menschenwerk. Freilich hat der Himmel seine Launen, die hartnäckiger sind, als alle Wünsche des Reisenden. In diesen Alpen wird man ein Metereologe und nirgends verfolgt man auch die dünnste Wolke, die am Firmamente schwebt, mit mehr Furcht und Haß, als eben hier. Wie oft sprang ich des Nachts vom Lager auf, nach dem Himmel zu sehen, ob noch alle Sterne brannten, und eine klare Sonne zu erwarten sey. Das ganze Vergnügen hängt ja an diesem launischen Wetter, und hier erlaubt es der gute Ton, oft und viel darüber zu sprechen.

Vier lange Tage goß es wie zur Sündfluth, blizte und donnerte nach Herzenslust, und gleich einer beutelustigen Kriegsflotte lag eine stündlich wachsende

Schaar von Travellers in der alten Bern im Hafen, um mit dem ersten Sonnenblicke ungesäumt nach allen vier Winden auseinander zu fliegen. Man kann sich in der helvetischen Haupt= und Nationalstadt recht wohl behagen, wenn man auch weiter nichts thut, als bei Meister Braun den lebendigen Wappenthieren, die Morgenvisite macht. Diese Bären sind reiche Particuliers, werden nicht selten von alten patriotischen Jungfrauen zu Erben eingesezt, und haben auf diese Weise ein Privatvermögen von einigen 60,000 Schweizerfranken gesammelt, zu dessen Verwaltung der große Rath einen besondern Vormund wählt. Der Stamm steht auf vier Augen, und die Heirath geschieht in der Familie. Die Kuriosität hat mich unendlich ergözt, um so mehr als ich den derben Republikanern solche kindliche Naivetät gar nicht zugetraut hätte. Doch lieber war mir eines Morgens der ungewohnte Sonnenstrahl, welcher früher als gewöhnlich den Schlaf aus den Augen trieb: post nubila Phoebus.

In weniger als einer halben Stunde war ich auf der „Plattform", einer aus der Aar 108′ aufsteigenden Kirchenterrasse mit der köstlichsten Aussicht in die nahe Alpenwelt. Da lagen sie in der durchsichtigen Morgenluft, unverhüllten Hauptes, den ewigen Schneemantel um die Schultern geschlagen, die riesigen Dome der erhabenen Natur. Wie Leuchtthürme glühten die Silberhörner der Jungfrau in der Sonne Licht, während sich der Mönch und der Eiger als schützende Be=

betten vor die Gebieterin stellten, die Blümlisalp glänzte in dem blendendsten Weiß, und die Eismauer des Schreck-Wetter- und Finsteraarhorn schloß in scharfen Conturen den Horizont. Das duftige Blau des Himmels und die reine Atmosfäre waren die besten Bürgen beständiger Witterung.

„Fort an den Leman und seine Ufer, ins Thal von Chamouni," rief ich laut in sehnsüchtigem Verlangen. . Ich stürze auf die Post „noch Zeit nach Genf?"

„Zu spät, eben ist der Eilwagen fort."

„Verdammt! Nicht anders möglich, noch heute fortzukommen?"

„Über Freiburg, ja, in zwei Stunden halten Sie sich bereit."

Ich schlug mich vor den Kopf, beschämt, durch einen Postknecht an eine Merkwürdigkeit erinnert worden zu seyn, die ich bald im Eifer meiner Naturschwärmerei übersehen hätte. Freiburg, welche Zukunft knüpft sich nicht an diesen Namen!

Punkt zehn Uhr rollten wir zum Thore hinaus, ich hoch auf dem schwindelnden Imperial placirt, im freien Genuß der neu verjüngten erfrischten Gegend. Der Weg führt durch fruchtbares Hügelland, anderwärts würde man Berge sagen, wohlhabende, fast reiche Dorfschaften, zur Linken den Blick auf die Alpen des Berner Oberlands, zur Rechten auf die langgedehnte Kette des Jura. Seine Höhe steigt auf 5000',

und doch wie ein Zwerg steht er jenen Giganten gegenüber.

Die Pferde werden zweimal gewechselt. Mit dem Ende der lezten Station entwickelt sich ein seltsames Schauspiel. Auf der Höhe eines steilen Abhangs hin, in dessen Tiefe ein Wasser braust, führt die Straße leicht bergab. Jenseits auf einem ähnlichen Terrain rückt allmälig eine Stadt hervor, die terrassenförmig abwärts steigt. Die Häuser scheinen auf einander zu stehen, so nahe berührt der Grund des höhern Gebäudes das Dach des tiefern, während andere, wie Schwalbennester, an Felsenmauern kleben. Zalreiche Thürme bringen Wechsel in die Ansicht, und auf der Höhe, weit umher die Gegend beherrschend, glänzt mit langen Flügeln, an welche sich eine Kapelle schließt, ein großer Palast.

Plözlich hat die Straße ein Ende, bis an die Ufer der Saane hinab gähnt die jähe Tiefe, und drüben, wie in einem andern Welttheile, durch das Felsenthal geschieden, liegt die barocke Stadt. Da hinüber hängt die berühmte Brücke, wie ein Seil von einem Abhang zu dem andern gespannt, die abgebrochene Straße mit der Stadt verbindend. Wenn wir, wie in der alten Welt, noch Wunderwerke zählten, damit müßten sie beginnen. Kaum hat sich irgendwo der menschliche Scharfsinn mittelst der Fortschritte der Mechanik erstaunlicher bewährt. Eine Brücke, ohne Bogen, Pfeiler, Stützen, 840′ in der Länge, 180′ in der Höhe,

fahrbar für die schwersten Lastwagen, fähig, das zwanzigfache gewöhnliche Gewicht zu tragen, in der Luft an dünnen Drahtseilen hängend, wer hätte noch vor wenigen Jahren dieß möglich erachtet? Man schaudert, wenn der schwere Postwagen darüber fährt, wenn man rechts und links, ja durch die Spalten der Bohlen in den Abgrund hinabsieht, wenn das Hängewerk sich bewegt, seufzt und schreit, und ist froh, über Dächer und Thürme der untern Stadt weg wieder auf festen Boden zu treten. Diese herrliche Brücke hat der französische Ingenieur Challey im Jahre 1834 vollendet. Ihre Construction betreffend, so sind die Taue, welche auf jeder Seite in einem Bogen fast bis in die Mitte laufen, der eigentliche Haltpunkt des ganzen Werks; von Eisendraht vielfach geflochten und mit Theer bestrichen, sind sie an zwei gegenüberliegenden, schwer massiven Thürmen aufgehängt und hinter denselben tief in der Erde befestigt und verwahrt. Von diesen Bogenseilen fallen, je zwei Fuß entfernt, sechsfache dünne Drähte senkrecht hinab. In ihnen hängen die Brückenbalken, so daß sie, wie das Bret einer gewöhnlichen Schaukel, nur statt von Stricken von Draht getragen, in freier Luft schweben. Über diesen Balken liegen, wie bei allen andern Holzbrücken, Bohlen, welche einen festen ebenen Boden gewähren. Das Geländer ist elegant von Holz gearbeitet.

Doch als wenn die Freiburger ihren ganzen Stolz auf Brücken setzen wollten, so schwebt in geringer Ent-

fernung von der alten eine neue von gleicher Construktion, über das Seitenthal der Saane, Gotteron, gespannt. Bis jezt nur für Fußgänger gangbar, soll sie jedoch, da eine Fahrstraße auf diesem Wege nöthig wird, wie ihre Nachbarin, auch für Fuhrwerk erweitert werden. Was ihr an Länge abgeht, ersezt die Höhe von über 300 Fuß. Und welch' kostbare Aussicht von ihrer Mitte! Die ganze Stadt, die obere und untere, mit ihrer seltsamen Gestaltung, liegt ausgebreitet vor den Augen, weithin wird der Lauf der Saane sichtbar; die nunmehr alte Brücke zeigt sich in voller Spannung, zur Seite steht eine malerische Ruine, und im Hintergrund starrt der Felsengrund des Gotteron herauf. Eine dämonische Zerrissenheit der Natur! sieht es doch aus, als hätte Gott vergessen, bei Schaffung der Welt hier aufzuräumen. Und mitten hinein in diese Klüfte sind die Wohnungen der Menschen gebaut.

Kehren wir zur Stadt zurück. Es war der Vormittag eines Sonntags, als ich in Freiburg ankam. Hart am Ende der Brücke beginnt die Stadt, und zwar mit einem Gasthofe. Gleich dieser zeugt von der wunderlichen Bauart. Auf einen Felsenrand gegründet, bildet das Pflaster der Straße, welche ihn begrenzt, das Dach der tieferliegenden Häuser. In Allem trägt die Stadt die Spuren der eigensinnigen Natur. In Seitengassen scheinen oft mitten zwischen Gebäuden Felsen hervor, welche man, so gut es eben ging, als

Mauerwerk benützte. Vollkommen ebene Plätze hat man gar nicht, immer bergab, oder bergauf.

Der erste Gang gebührt dem Jesuiterkollegium, diesem Institute, dessen Gründung oder vielmehr Erneuerung überall Aufsehen erregte. Der Schlußstein der Stadt, auf der Höhe gelegen, ein kleines Quartier, welches Kirche, Kollegium, Seminar und Pensionat vereinigt, beherrscht es die nächste und entfernte Umgebung, und gestattet eine schöne Fernsicht. Wie ein Palast ist es zu schauen, so großartig wirkt der ganze Bau. Nun, die Väter Jesu sind gewohnt, in Palästen zu wohnen, und die Zöglinge, die weither, auch aus deutschen Ländern, zusammenströmen, gehören zum großen Theil Häusern an, wo der Glanz des Lebens heimisch ist. Die Anstalt steht eben in der höchsten Blüthe, jede offene Stelle ist im Voraus schon mehrfach versprochen, ein öſtreichischer Fürst führt das Superioriat, und der große Rath des Kantons pflegt mit zärtlicher Muttersorge sein liebstes Schooßkind. Schwer erlangt man den Eintritt, noch schwerer, oder vielmehr gar nicht die Einsicht in die Einrichtung des Pensionats, den Studienplan oder die Erziehungsmethode. Auch die Erlaubniß zur Aufnahme wird nur gegen bewährte Zeugnisse unverfälschten Glaubens ertheilt, und Abstammung von Eltern beiderseitig katholischer Religion ist durchaus nothwendig.

Von hier aus machten wir die Runde durch sämmtliche Kirchen. Als Bauwerke oder in Betracht

von Kunstschätzen, welche sie enthalten, ist ausser dem schönen und hohen Thurm der Hauptkirche von St. Nikolas nicht eine von Bedeutung. Das Portal genannter Kirche schmückt ein sonderbares Relief, wo die Sterbenden von den Klauen grausamer Ungeheuer in flammende Abgründe gerissen werden. Ihr höchstes Kleinod bleibt die neue, von Aloys Moser gebaute Orgel. Sachverständige erklären sie neben der von Harlem in Holland für die erste Europa's. Sie hat 64 Register und 840 Pfeifen. In ihren Tönen liegt ein so ergreifender Ausdruck, daß er allein zur Andacht hinreißt. Nie war meine Seele frömmer gestimmt, als wie sie diese wahrhaft überirdische Musik hörte. Die Orgel besizt die singende Eigenschaft; man meint Engelchöre zu vernehmen, welche unsichtbar ihre Stimme zum heiligen Gesang erheben. Im leisen Adagio, welches in Pianissimo verhaucht, ist es wie der Ton einer Flöte oder Klarinette, während es sich in der schnellen Bewegung bis zum Basse steigert, ohne daß die Töne in einander klingen, sondern jeder rein und voll gehört wird. Erschütternd ist die Wirkung, wenn alle Register gezogen sind, die Orgel ihre ganze Kraft und Stärke bewährt, ihre Stimme wie der Donner des Weltgerichts die Wölbungen der Kirche durchbraust, und sie bis in die Grundfesten erbeben läßt. Kaum läßt sich auch ein besserer Organist finden; ausser mehren Chorälen und geistlichen Präludien spielt er weltliche Stücke, bekannte Themata mit selbst

komponirten Variationen. Die Fertigkeit des Spiels, die Kraft und Zartheit des Anschlags, die Tiefe der Empfindung, das gründliche Studium sind gleich bewundernswerth. Und diese Orgel, welche die Herzen zu inbrünstiger Andacht stimmt, das Daseyn einer Gottheit uns gleichsam hörbar macht, ist mehr eine Merkwürdigkeit, welche man für Geld sehen und hören darf, als das heilige Mittel zur Erhebung unverfälschten Gottesdienstes! Ein kleines Positiv vertritt für den gewöhnlichen Gebrauch die Stelle, und vom Chore herab habe ich selbst in dieser Kirche Bellinische Melodien erklingen hören. Das heißt ja Geschmack und Herz zugleich verderben.

Nicht weit von der Kirche St. Nikolas steht das Kloster der Augustiner, das besuchteste der Stadt, des Kantons, vielleicht der ganzen Schweiz, Schwytz und Wallis ausgenommen, wo auch guter Boden ist. Ausserdem sind in Freiburg noch Benediktiner, Franziskaner und Kapuziner, und eine gleiche Anzahl von Nonnenklöstern; hiezu die der Jesuiten, verkappter und unverkappter, eine Einwohnerzahl von nur 7000 Seelen, und man schließe, wie hier die Fortbildung des Menschengeschlechts berathen ist!

Zur Vervollständigung der Kontraste, welche diese seltsame Stadt in sich vereinigt, kommt die Verschiedenheit der Einwohner nach Abstammung und Sprache. Die Scheidungslinie geht ziemlich mitten durch Freiburg. In der Unterstadt sprechen die Einwohner

deutsch, in der Oberstadt französisch, und in der Mitte beide Sprachen. Viel Ignoranz mit wenig Aufklärung, Scheinheiligkeit mit Verderbtheit, Frömmigkeit mit Leichtsinn und Ausschweifung gehen schwesterlich sich zur Hand. Hier die Aufforderung einer heiligen Congregation zum zalreichen Besuch beim nächsten Ablaß, wovon der im lezten Tage des Jahres der theuerste ist, weil man alle Jahressünden auf einmal los wird, daneben der Aufruf zur Ausspielung einer nie verlierenden Lotterie, hier ein Heiligenbild in der Mauerblende, daneben ein Theaterzettel, hier ein Nonnenkloster, daneben ein Tempel der Allerweltsvenus, da kasteiende Mönche, dort Trunkenbolde und Wüstlinge, — und dieß Alles im Namen der alleinseligmachenden Kirche. Es ist doch was Schönes, einen bequemen Glauben zu haben!

XX.

Ein Bad für Kranke.

Und das ist „Leuk" in Oberwallis. Wenn man ankommt, drängt sich Alles herum und fragt: „wo fehlt es." Hätten wir bei unserer Ankunft im Leukerbad die Ungeschicklichkeit begangen, den stürmenden Fragern zu antworten, wir seien keineswegs hautkranke Badegäste, sondern kerngesunde Fußreisende, so hätte man uns gleich den Rücken zugekehrt und keiner Theilnahme gewürdigt, wir hätten eine Menge hübsche Frauengesichter gar nicht zu sehen bekommen, und die Abende wären uns entsetzlich lang geworden. Wer hier etwas gelten, wer freundliche Gesichter erblicken will, muß wenigstens eine Flechte haben; Gesundsein wird hier Niemanden verziehen; man betrachtet es wie eine Unanständigkeit, der der Rücken zugedreht werden muß.

Als ich nach Leuk kam, waren wol fünfhundert Badgäste da. Die Mehrzahl Franzosen, theils aus der westlichen Schweiz, theils aus Frankreich, und deutsche Schweizer. Dazu kommen noch viele Italiener, manche Deutsche und einige Engländer. Die Schweizer,

besonders die Walliser lieben ihr Bad sehr, und halten es in den meisten Krankheiten für sehr kräftig, daher man denn auch fast alle wunderliche Schweizertrachten beisammen sieht. Dann ist es aber auch das geistliche Bad; man sieht viele Jesuiten und Kapuziner. Die herrschende Sprache ist natürlich die französische.

Der Fremde erschrickt, wenn er von der Gemmialp auf Leitern heruntersteigt. In furchtbarer, fast senkrechter Tiefe lagern die Felsentrümmer in dichter, langer Reihe. Beim Fortschreiten bemerkt man mit Erstaunen, daß dies die Badhäuser sind, um welche die Leute ihre Hütten gebaut haben. Das Leuker Bad liegt in der Ausmündung einer Schlucht, die sich vom Wallisthale eng zwischen Felsenlager, nur spärlich mit Tannen besezt, gegen den Gemmiberg einschneidet. Dieser, dessen breite Flächen nach der Gemmialp sich senken, stürzt hier scharf gezackt und senkrecht hinab. Unten sieht man sich rings in einem länglich runden Thale eingeschlossen; im größern Halbkreis thürmen sich die Felsengruppen wie riesenmäßige Bastionen über einander und an den beiden Enden lagert sich ein Felsengebirg vor, das kaum den Durchgang in's Löschthal und nach Wallis offen läßt. Es hält schwer, bis man hier sich heimisch fühlt.

Der wird sehr betrogen, der in diesem berühmten Bade nur irgend die Einrichtnng und Umgebung der bekannten Länder erwartet. Statt eleganter Wohnungen sieht er die kleinen, mit Schindeln und Steinen

häßlich bedeckten Häuser, die gar nicht das Freundliche und Zierliche haben, womit man doch in der Schweiz jezt in der Mode ist; von Parks und Gärten findet er gar nichts, falbe, gras- und blumenlose Matten schleichen an den Felsen hinauf, selten kriecht ein Alpenblümchen um das Steingerölle, einzelne Flecke sind neben den Häusern mit den gröbsten Gemüsen besezt, und im ganzen Dorfe steht ein einziger verkrüppelter Apfelbaum. Der Fremde denkt sich freundliche, gepuzte Leute: es begegnet ihm ein schmutziger Hirt, der seine krause Heerde, worunter mehr schwarze und braune Schafe sind als weiße, vor sich hertreibt, oder die breite Oberwalliserin mit der Thurmhaube. Rings steigen die starren Felsen empor, darüber schauen ernst und einsam die ewigen Schneegipfel des Gemmi, des Lammer-, Rinder- und Balmhorns, und von der andern Seite der Monte Rosa und die Walliser Alpen. Um sich Bewegung zu machen, geht man auf die kahlen Alpen, in die luftigen Tannenwäldchen, zu den Höhlen und Wasserfällen, oder den Leiterpässen (les échelles). Die Sonne sieht auch nicht viele Tage in's Thal, meist ist der Himmel dunkel, traurig umhängt, und graue Nebel verschleiern die Berge. Statt eines Theaters hört man dem Alpenjodeln zu oder besucht den Mondschein, in dem diese Felsenlandschaft zauberisch ist; aber dann muß man sich schon warm einhüllen, denn auch im Juli streicht der Wind kalt und schaurig herein.

Der Ankommende eilt in die Badhäuser, von denen er schon viel gehört. Da sieht's denn auch lustig und originell genug aus. In einem großen wüsten Gebäude, in welches das Licht von oben herabfällt, sitzen in vier Carrés gegen 70 Personen beiderlei Geschlechts bis über die Brust im Wasser. Seine Bekannten findet man nur mit Mühe heraus; alle Badenden haben Uniform — ein graues Hemde von Leinen oder Wolle, um den Kopf ein Tuch geschlungen. Man kann da Betrachtungen über die Schönheit männlicher und weiblicher Formen anstellen; denn alles Beiwerk fällt hier weg. Es sitzen in einem Bassin gegen zwanzig Weiber und Männer unter und durch einander; die Einen unterhalten sich mit den Besuchenden, die am Rande des Bades stehen, und deren meist viel sind, denn manche trinken blos das Wasser; Andere spielen Karten, die Frauen häufig Damenbrett; die meisten essen oder trinken, die wenigsten lesen, weil viel Lesen, des aufsteigenden Wasserdunstes wegen, den Augen schadet. Umher drängen sich Wirthe aus allen Pensionen, bringen und holen das Verlangte und reichen es dem Badenden auf sein Tischchen hinab, das vor ihm schwimmt. Wenn ein Badehaus voll ist, d. h. wenn hundert und dreißig Personen und mehr darin sind, ist ein bedeutendes Getöse. So ungefähr mag es im Teiche Bethesda zugegangen sein. Jeder sucht sich auf seine Weise die langen Stunden zu ver-

kürzen; denn man badet, von einer angefangen, bis zu sechs Stunden an einem Tage.

Sehen wir uns die Einrichtung der Badhäuser näher an. Sie sind grob und massenhaft von Steinen und Balken aufgebaut. Neben den Carrés sind Stuben zum Aus- und Ankleiden, so wie zur Ruhe nach dem Baden. Stühle, Tische und alle Bequemlichkeiten darin sind so grob und dürftig, daß man ihnen das vorige Jahrhundert ansieht, wo sie für einfache Landleute bestimmt waren.

Komisch klingen zum Theil die angeschlagenen Verordnungen. Wer ein Religionsgespräch anfängt, zahlt zehn Franken; der Bademeister muß verheirathet oder Wittwer sein; wer eine Stube öffnet, wo Jemand sich ankleidet, oder nicht ganz bekleidet mit dem wollenen Hemde ins Bad steigt oder es verläßt, zahlt zwei Franken u. s. w.

Die erste Bestimmung ist warlich sehr wolthätig, bis in die Badstuben folgen die Rosenkränze der Kuttenträger, welche hier zusammenströmen, wie am Vorhofe der Hölle. Ich als ein gesunder Mensch ohne Ausschlag und Gebrechen gab nur eine einzige Badegastrolle; denn diese Wäsche hier greift die Nerven an, und paradiesische Freuden, wie Lüsterlinge vermuthen, gibt es nicht. Dagegen machte ich durch ein Fünffrankenstück eine interessante Bekanntschaft. Ein Herr, mit dem ich in Zürich zusammentraf, gebrauchte die Kur. Badet man gleich gemeinschaftlich in ein und

demselben Becken, so sind doch die An- und Auskleidezimmer je für einzelne Personen eingerichtet, und wie ich bereits erwähnte, ist jeder Friedensbruch, geschehe es mit Absicht oder aus Versehen, bei Strafe verpönt. Ich stack schon längst in den Kleidern und rief ungeduldig nach dem Herrn, der lange auf sich warten ließ. Dieser antwortete mir und bat mich, in sein Kabinet zu treten. Der Stimme folgend, öffnete ich die Thüre, aus der ich vermuthete, daß sie käme, und überrasche, o süßer Schreck, eine Susanne, die in arger Scham die Hände vor die Augen hielt und wüthend schreit: „o diable, allez vous en, allez vous en!

Die Strafe folgte auf dem Fuß; recht unschuldig bezalte ich das Schauspiel mit fünf Franken. Übrigens mußte die Frau schön oder häßlich sein, denn sonst hätte sie gewiß den Riegel vorgeschoben.

„Gut, daß Sie kein Minister oder Kandidat eines Portefeuille sind, das bräche Ihnen den Hals und gäbe lange Feindschaft", sagte mein alter Bekannter, der behend aus der Nebenthür trat.

„Wie so?"

„Wissen Sie denn, in wessen Mysterien Sie gedrungen?"

„Ich weiß es nicht."

„Das war Madame Thiers, die Frau des kleinen Friedensnapoleons."

Mittags wollte es der Zufall, daß wir zu einander trafen. Natürlich kannte keines die unfreiwillige

Vorstellung des Andern von dem Morgenbade. Die Dame war äusserst belebt und gesprächig und politisirte gern unter ihres Mannes Ägide. Damals herrschte noch die Spannung zwischen Frankreich und der Schweiz wegen Ludwig Napoleon. Sie erklärte sich entschieden gegen das Ministerium Molé und nannte den Herzog von Montebello, französischen Gesandten in Bern, geradezu „une bete." Wir schwazten uns schnell in einige Vertraulichkeit hinein und beschloßen den schönen Tag mit einem Ausflug ins Lötscher Thal.

Eben bemerke ich, daß ich meinen Übergang über die Gemmi ganz vergessen habe. Dieser Paß, 7160 Fuß hoch, ist einer der furchtbarsten und kühnsten, welcher aus Bern nach Wallis führt. Von Landsteg aus, dem lezten Berner Dorf, steigt der Weg zwischen Bruchstücken von zerrissenen oder zusammengestürzten Bergen steil hinan. Die Vegetation verschwindet, auch die lezte Alpenrose nimmt Abschied. Mitten zwischen Felsblöcken, auf der Kantonsgränze steht das armselige Wirthshaus Schwerbach, wenn sich eine rauchige, nur wenige Fuß hohe und schlecht mit Brettern und Steinen belegte Hütte so nennen läßt. In dieß Jammerloch hat Werner mit seinem 29. Februar die Eumeniden und die Unglückshäuser des Pelops und Lajus eingeführt.

Schnee und Regen fiel — es war Juni — als wir auf der Höhe des Passes bei dem Daubensee ankamen. Weiter unten ist noch ein zweiter See, ganz kratermäßig zwischen Basaltfelsen eingeklemmt. Er be-

sizt die Merkwürdigkeit, daß er in sein kleines Becken alle Wasser der Urgebirge, die tosend herabstürzen, aufnimmt, und Nichts wieder von sich gibt. Dem Anschein nach sind die Seen grundlos, doch auf ihrer Oberfläche zeigt sich der furchtbare Kampf, den die Gewässer mit den auf unterirdischen Wegen eindringenden Luftzügen und Stürmen bestehen. Man kann keinen Schritt auf der Gemmi thun, ohne immer neue Spuren von der furchtbaren Zerstörung zu sehen, die hier aus dem fortwährenden Kampf der feindlichen Elemente hervorgeht. Alles Lebendige liegt weit von hier, denn in diesem Reich ewiger Zerstörung hat das Chaos allein Leben und die Zerstörung Thätigkeit. Wo du auch hier gehst, hörst du das Getös fallender Steine, die dir oft zu Füßen rollen, oft zur Seite in die Tiefe fallen; ihnen folgen dann stäubende und donnernde Lawinen. Hier oben hausen nur Eulen und Lämmergeier und traurig mischt sich bisweilen ihr heiseres Krächzen, wenn das Wüthen des Orkans nicht alles übertönet.

Aber auch mitten in diesem Schrecken und Grauen thut sich bisweilen eine Ansicht auf, gleich dem Blick durch ein Himmelsthor. Besonders überrascht es in dieser rauhen Welt, wenn die Wolken sich von einander thun, und man durch ihren Riß von dieser Höhe auf das weite Rhonethal blicken kann, das die ewigen Bollwerke umgeben, aus denen der Cervia und der Monterosa, wie die höchsten Thürme emporragen.

Nach Leuk hinab geht es von da senkrecht auf einer wahren Teufelsleiter, Zickzack auf einem Felsenwege, der eigentlich in der Luft hängt, kaum drei bis vier Fuß breit und zur Seite ein Abgrund, wo weder Auge noch Hand einen Anhaltspunkt findet. Beim Herabsteigen zeigten die Führer nach einer Höhle, mit einem Gitter versehen, welche über einer Schlucht hängt, unter welcher wir durchgeschritten waren, und sagten: „dieser in der Luft schwebende Fleck war zur Zeit der lezten Kriege mit Frankreich ein eidgenössisches Wachthaus, in welches die Milizen nur vermöge dreier an einander gehängter und mit Sprossen versehener Stangen gelangen konnten."

Gott selbst hat der Freiheit ein festes Asyl in der Schweiz gegründet. Zehn Mann genügen, von der Felsplatte aus den Paß für alle Welt zu versperren.

XXI.

Kretins.

In dem Thal von Wallis, wo die ungeheuren Gebirgswände immer näher zusammentreten, wo die Natur mit jedem Schritt furchtbarer und schauderhafter wird, wo die wilde Rhone im engern Thal brausend und schäumend über Felsstücke herabströmt, da lebt ein freies, rein bewahrtes und ungezähmtes Volk, in dessen Charakter Vieles von der rauhen, felsigen, aber grandiosen Natur seines Landes liegt. Vielleicht lebt kein Volk in Europa, an dem sich der mächtige Einfluß des Klimas auf den physischen und sittlichen Menschen so klar darthun läßt. Diese Walliser zeigen nahe an der Rhone Ursprung, auf einer Höhe von drei bis viertausend Fuß über der Meeresfläche, in der dünnen, reinen und kalten Bergluft, einen kräftigen, kriegerischen Körperbau, und in ihrem Gemüthe liegt etwas Stolzes und Unbeugsames, wie in ihrer deutschen Sprache, welche an die der Waldkantone und Tyrols erinnert. Welcher Unterschied einige Meilen weiter hinab! Hier lebt ein mattes, entkräftetes, dummes, leiblich und geistig

schwaches Geschlecht. Während jene zwischen ihren Bergen, Gletschern und Lawinen für die Freiheit geboren sind, scheinen die leztern nur für Unterthänigkeit und Sklaverei bestimmt. Es ist auch gar nicht lange her, daß sie noch darin lebten, und als dieser entwürdigende Zustand aufhörte, war es durchaus nicht ihr Verdienst, sondern weil in der ganzen Schweiz die Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit aufgehoben wurde. Oft sind die Tugenden und Großthaten eines Volkes nur Folge natürlichen Einflusses. In dem heutigen Römer, der in der Malaria seiner Campagna aufgewachsen ist, wird nie der Römer aus den Zeiten des Camillus und der Szipionen wieder aufleben, denn eine andere Luft war es, die die Brust dieser großen Römer schwellte.

Der Kretinismus ist bekanntlich die furchtbarste Plage von Unterwallis, aber offenbar eine Wirkung des Klima's. Ein ungeheurer Kropf hängt bei diesen Unglücklichen unter einem ganz dummen, entstellten, in's gemein Thierische verzogenen Gesichte, in dem durchaus keine Spur von Geist zu erkennen ist. Kaum läßt sich solch ein Gesicht, lassen sich solche Töne menschlich nennen. Ihre Augen sind trübe und wollig, ihr Fleisch schlaff, bleich und schwammig, gewöhnlich sind sie taubstumm. Wie alle Thiere, liegen oder sitzen sie gerne an der Sonne, denn sie können nur mit Mühe stehen; sie vermögen aber viel weniger als die Thiere, denn ohne die Hülfe ihrer Angehörigen würden sie Hungers

sterben, weil sie es auch in ihren erwachsenen Jahren nie bis zum Essen bringen. Es ist zu verwundern, wie sie verschlucken, was man ihnen in den Mund steckt. Solcher Zustand und solche Gestaltung hindert jedoch ihre schmutzige und zügellose Wollust nicht.

Ein für sie sehr glückliches Vorurtheil gibt dem Volk ein, sie seien Gottes Lieblinge, und daher um so mehr des Mitleids, der freundlichen Unterstützung und Hülfe derer würdig, die ihnen helfen können. Es ist gewiß ein edler Instinkt der Menschen, wenn sie sich verpflichtet halten, diejenigen mit liebreich mitleidigem Wolwollen zu betrachten, denen das edelste Geschenk fehlt, das der Himmel unserm Geschlecht zugetheilt hat, die Vernunft. Ich sage Instinkt, weil dasselbe bei den rohesten, anthropofagen Stämmen Afrika's und Nordamerika's beobachtet worden ist. Da das Christenthum Alles vervollkommnet und veredelt, was Gutes in der menschlichen Natur ist, so hat es auch diesen Instinkt ausgebildet und zum schönen Gesetz erhoben. Es ist wol tröstender und erhebender, in uns selbst, in der Menschennatur den Keim des Mitleids und der Nächstenliebe zu finden, als in der Vorschrift irgend einer Religion.

Daran, daß der Kretinismus lediglich Folge des Klima's und der eingeathmeten Atmosfäre ist, kann nicht gezweifelt werden.

In den engen, langen und gewundenen Thälern zwischen hohen Bergen erzeugt sich eine ganz besondere

Atmosfäre, in ihnen häuft sich gewöhnlich stagnirende, unbewegte Luft, die durch Wasser- und Sumpfausdünstungen, so wie durch die Nebel noch dichter gemacht wird, welche aus diesen erhizten und sumpfigen Thälern aufsteigen. Kein Wind dringt zu diesem dicken, schweren Dunstkreis, keine starke Luft bewegt und reinigt ihn. Überdieß verdichten sich die Sonnenstrahlen in den engen Thälern, und durch die entwickelte Ausdünstung des feuchten Erdreichs erhält sich da eine immerwährende Feuchtigkeit, die Allem Kraft und Energie raubt, was in diesen Thälern lebt. So schießen die Pflanzen schnell und hoch auf, sind aber weichlich, kraft- und saftlos; ebenso die vierfüßigen Thiere, an denen Aufgeschwollenheit und Trägheit zu bemerken. Die Menschen schwellen eben so auf, wie die Thiere, denn auch ihr Fleisch, ihr Zellgewebe und ihr ganzes Drüsensystem durchdringt eine unbewegliche, stagnirende, bleiche Lymfe. Die Hitze ist manchmal so groß und dabei so dick und unbeweglich in diesen Thälern, daß dadurch Wahnsinn und Wuth veranlaßt werden. Um von dergleichen Anfällen zu heilen, schickt man die Kranken schnell aus ihren Thälern auf die Berge, wo sie durch das Einathmen reiner, frischer und bewegter Luft schnell wieder zur Gesundheit gelangen. Die niedrigen und sumpfigen Länder sind überall von Nebeln überzogen, welche die thierische Organisation schwächen, besonders wenn zu Zeiten, wie in Wallis, starke Kälte hinzukommt. Große Feuchtigkeit und stagnirende Atmosfäre bringen allein Kröpfe

und den Kretinismus hervor, und man braucht keine andern Gründe für diese Erscheinung zu suchen. Denn Kretins trifft man in allen engen Thälern hoher und großer Gebirgszüge an, nicht nur der Alpen, sondern auch der Pyrenäen, des Kaukasus, der Karpathen, des Ural, des Himalaya und der Kordilleren. Es gibt nur ein einziges, aber einfaches und unfehlbares Mittel gegen dieß Übel, nämlich Versetzung der kleinen Kinder in hochgelegene, gebirgige Orte bis zu dem Alter, wo ihre Ausbildung Festigkeit genug bekommen hat, um ferner nicht mehr durch das Thalmiasma zu leiden.

Die hochherzigen Krieger der französischen Republik wandten freilich 1799 bei ihrem glorreichen Verweilen in Wallis ein viel kürzeres Mittel für das augenblickliche Verschwinden des Kretinismus an, sie schoßen und stießen alle Kretins nieder, die ihnen unter die Hände fielen, sie machten ordentlich Jagd auf sie, und diese armen Geschöpfe, nicht ahnend die ihnen drohende Gefahr, empfingen mit ihrem gewöhnlichen Lächeln den Todesstoß. Die glänzenden Theorieen der Revolution zeigten die Gleichheit als das höchste der Güter; die Soldaten dieser Revolution tödteten die blödsinnigen Kretins wol nur, um sie den Andern gleich zu machen, denn im Grab ist bekanntlich die vollständigste Demokratie. Die Zal dieser Unglücklichen nimmt in der neuesten Zeit immer mehr ab, woran mehre Umstände Schuld sind, besonders die Austrocknung vieler

Moräste und die zeitige Verpflanzung der zum Kretinismus geneigten Kinder in freie Gebirgsgegenden.

Unsrem Jahrhundert ist es vorbehalten, vom christlichen und gelehrten Standpunkt aus, die Idee der Ausrottung des Kretinismus ins Leben treten zu lassen. Dem christlichen Impulse folgend, nach welchem eine Seele retten mehr gilt, als die ganze Erde gewinnen, haben mehre Menschenfreunde in der Schweiz ein Asyl gegründet, worin im Lauf des vergangenen Jahres die Heilung und Erziehung von Kretinenkindern begonnen hat.

Dieß ist die erste Kolonie zur Heilung der verschiedenen Kretinen auf dem Abendberge im Berner Oberland, deren Gründer und Vorsteher der Arzt Hr. Dr. Guggenbühl ist. Ihm gebürt der Verdienst, inmitten des zivilisirten Europa's ein Neu Sierra-Leona gestiftet, auf den Alpen der Höhen ein schönes Denkmal der Humanität aufgepflanzt zu haben.

Der Abendberg liegt in einer der reizendsten Gegenden der Schweiz. Grindelwald und Lauterbrunn thalen sich vor ihm hin, begränzt von ihren ewigen Gletschern, die Seen von Brienz und Thun spiegeln die Gipfel der Granitberge zu seinen Füßen und die reinste Alpenluft umspielt seinen Scheitel.

Die Schweiz aber allein ist nicht im Stande, den Umfang dieser Anstalt mit der Zal der Kranken in das gehörige Verhältniß zu setzen. Doch hat der Vorstand beschlossen, einen mit Vollmacht versehenen Missionär

an alle deutschen Höfe, Akademieen und Gesellschaften zu senden und milde Beiträge einsammeln zu lassen.

Gewiß wird der philantropische Zweck Förderung und Unterstützung finden. Die Spartaner würden die Kretins mit dem Schwerte ausgerottet haben, das Christenthum aber hat andere Stellvertreter der verkümmerten Menschenrechte.

XXII.

Des großen St. Bernhard's Hospiz.

Halb krank hatte ich mich gestern niedergelegt, heute früh erwachte ich gesund und wol bei den Orgeltönen, die aus der nahen Kirche durch den Kreuzgang zu mir drangen. Ein gar schönes Erwachen! so ungefähr denke ich mir ein anderes. Es hatte eben erst 6 Uhr auf dem Kloster geschlagen. Im Hof und im Hospiz war Alles still, nur an den Fenstern rüttelten manchmal Sturm und Regen. Die Orgel klang dazwischen, als ob sie durch ihren milden, heiligen Gesang auch das Stürmen draussen beruhigen wollte, wie sie schon manch inneres Toben beschwichtigte. Wer längere Zeit auf dem St. Bernhard verweilt hat, kennt wol den Eindruck, welchen hier oben in dieser menschenleeren Öde der heitere katholische Gottesdienst macht. Ich zog mich an, und wiewol es ziemlich kalt war, ging ich doch in die Kirche.

Nach dem Gottesdienst, bei dem mich die schönen Männerstimmen der Hospitaliter erfreuten, besah ich das liegende Wachsbild der heiligen Faustina, rechts am

Mittelaltar, ein freiwilliges Geschenk des Pabstes an das St. Bernhard's-Hospiz. Ihr Skelett ward in den römischen Katakomben mit einer lateinischen Namens-Überschrift und der Angabe gefunden, daß sie unter Nero für den Christenglauben als Märtyrin gestorben. Über das Gebein ließ der Pabst, nach katholischer Art, eine jugendlich reizende Hülle von Wachs machen, sie mit reichen Gewändern von Seide und Gold anthun und so hieher bringen. Diese Faustina ist so schön, daß sie an die jüngere Kaiserin ihres Namens erinnert; sie ist liegend und schlafend in anmuthiger Stellung abgebildet.

Desaix Todtenmonument dagegen hat nichts Anziehendes. Die Basreliefs, wiewol von einem Mitglied der französischen Akademie und Ritter der Ehrenlegion gearbeitet, sind verzeichnet, auch sonst im Gedanken und in der Ausführung höchst mittelmäßig und ohne allen Eindruck. Ausserdem hat die Kirche noch mehre Gemälde, aus denen hie und da wol ein leidlicher Kopf heraussieht, sonst aber keine Erwähnung verdienen. Der Hochaltar, ganz aus schwarzem Marmor, ist unter allen Kunstsachen das Beste, und man begreift nicht, wie diese ansehnlichen Säulen aus einem Stücke auf Mauleselrücken, den steilen, brüchigen, schwierigen Weg hierher gebracht werden konnten. Bonaparte's Kanonen, von ihren Lavetten abgenommen, waren freilich gewichtiger, aber nicht so groß. Er hatte überdieß eine Armee kräftiger Männer zu seiner

Disposition, die vielen Saumthiere, welche dabei zu Grund gingen, kamen nicht in Anschlag; das Hospiz hatte hingegen zu dem Marmortransport nur geringe und sehr theure Mittel, wie ihm denn alle Gegenstände dadurch kostbar werden, selbst Dinge, die an Ort und Stelle fast nichts kosten, z. B. der Wein und das Holz. Lezteres läßt das Hospiz durch seine Saumthiere vom steilen „Col de Ferre“ herbringen. Dort oben kostet es zwar nichts als die Mühe, es zu fällen; wenn es aber in geringen Quantitäten heruntergetragen ist, kommt es das Hospiz viel theurer zu stehen, als den Leuten im platten Lande, welchen das Holz auf der Axe vom Jura oder von Savoyen gebracht wird.

Von St. Pierre bis zum Hospiz mußte ich dreimal über breite Schneefelder, unter denen die Wasser donnerten. Es waren Überbleibsel von den diesen Frühling gegangenen Lawinen. Bei alle dem kamen im vergangenen Jahre keine Unglücksfälle vor, überhaupt werden dergleichen jezt immer seltener. Die jüngste Leiche in der Morgue ist drei Jahr alt, die älteste fünfzehn.

Es thut mir leid, bei dieser Gelegenheit mehre immer wiederholte und nachgesagte poetische Irrthümer berichtigen zu müssen, in welche das St. Bernhardshospiz wie in einen Frühnebel gehüllt ist. So sagt man immer, die Kanoniker gehen in Stürmen hinaus, um Unglückliche aufzusuchen und zu retten. Dieß ist jedoch nur höchst selten der Fall und geschieht nur bei ganz ausserordentlicher Gefahr, denn dazu hält das Hospiz

seine Maronniers, welche lauter in diesem Geschäft erfahrene, starke, jugendliche und rüstige Männer sind. Dergleichen heißen im savoyischen, waadländischen und aostischen Patois „Marons", daher der Name. Sie gehen nach Stürmen und gefallenen Lawinen hinaus, um die etwa Verunglückten zu suchen, auszugraben und in's Hospiz zu bringen. Dabei werden sie durch den feinen Geruch der Hunde geleitet. Diese folgen der entdeckten Spur, und wenn sie Menschen gefunden, rufen sie durch ihr Bellen die Maronniers herbei und helfen die Verunglückten aus dem Schnee kratzen. Durchaus Fabel aber ist's, daß sie kleine, längliche Flaschen mit Spirituosen und stärkenden Getränken am Halse tragen, denn Wein und ähnliches würde bei dem hohen Kälte-Grad des hiesigen Winters in den kleinen Gefäßen sogleich frieren; sie lecken auch die Verunglückten nicht aus der Erstarrung, denn dazu müssen kräftigere Mittel angewendet werden; sie bringen ihnen auch keine aufgeschnallten Mäntel, wie auf einem berühmten englischen Kupferstich dargestellt ist, denn mit dergleichen Paketen und Hindernissen würden sich die Hunde nicht frei bewegen können. Türk, Munk und ihre drei Gesellen sind mir liebe, vertraute Freunde, aber gerade heraus, wie sie, kann ich die falschen Reputationen und den Charlatanismus der Sentimentalität nicht leiden. Diese Hunde sind auch keine besondere Raçe, wie man lange geglaubt, sonderlich lediglich der große hellbraune Mezgerhund, der aber hier

oben bessern Umgang hat, nicht mit Kreti und Pleti auf Straßen und Gassen herumläuft, sondern sich in kleiner, aber guter Gesellschaft veredelt und bessere Sitten annimmt. Mit diesen Thieren wird in der Ebene viel Betrug und Marktschreierei getrieben; Unkundige bezahlen Hunde sehr theuer (zwei bis dreihundert Schweizerfranken), wenn man ihnen glaublich macht, daß sie vom St. Bernhard stammen. Es mag ursprünglich die große dänische Dogge mit dem Bullenbeißer gekreuzt worden sein, jezt aber erinnern mich die St. Bernhards-Hunde nur noch an den Hund in Gellerts Fabeln. Gar hübsch sieht es aus, sie allein auf den Schneefeldern der benachbarten Berge herumlaufen und auf den bekannten Ruf ihrer Herren und Meister pfeilschnell über Stock und Stein herunterkommen zu sehen. Darum haben sie doch ihre Unarten, sie zausen und beißen sich manchmal an einem Knochen wüthend herum, gerade wie ihre Vettern und Muhmen in der Ebene, sie wühlen die kleinen, auf der Südseite angelegten Gemüsegärten des Hospizes um und zerstören dadurch in einem Augenblick, was lange und mühsam gepflegt worden. Alles dieß nimmt ihnen doch nichts von ihrem sonstigen Verdienst und Würdigkeit, und ich ließ mich dadurch nicht hindern, ihnen Haare auszuraufen und sie — wie man es mit den Locken der Geliebten thut — sorgfältig eingewickelt in der Brieftasche zu verwahren.

Die Kanoniker sind offen, gastlich, zuvorkommend

gegen Jedermann, selbst gegen die unleidlichen jungen Travellers und Touristen, welche hieher kommen, mehre Tage da bleiben, unbändig essen und trinken, kein Wort mit den Herrn reden und endlich wieder abziehen, ohne diesen nur ein kleines Wort des Dankes zu sagen für so viel Gastlichkeit und Freundlichkeit.

Ein aufmerksamer Blick in das innere Leben der Kanoniker zeigt, daß es ihnen gar nicht übel geht, ja sogar recht gut im Vergleich mit andern Cänobiten. Jeder — ihrer sind jezt zwölf — hat sein reinliches, trauliches, sorgfältig durch doppelte Holztäfelung der Wände und durch doppelte Fenster gegen die Kälte geschüztes, überdies durch Ofen und Calorifère geheiztes Zimmerchen mit Schreibschrank, Tisch, Stühlen, Schränken und gutem Bette. Neben ihren sehr mäßigen kirchlichen Verrichtungen können sie sich mit Literatur und Wissenschaft beschäftigen, wozu eine ansehnliche Bibliothek, ein Naturalienkabinet und ein physikalischer Apparat zur Disposition stehen. In ihrem wol ausgetäfelten, immer geheizten, komfortabeln Refektorium, das zugleich zum Sprach- und Versammlungszimmer dient, finden sie einen guten nahrhaften Tisch mit Wein. Wenn Fremde da sind, so ißt der Prior am großen Tisch und macht mit Anstand und Anmuth den Wirth. Ausserdem aber beschäftigen sie sich in ihren Zimmern mit Studiren und naturhistorischen Arbeiten, mit meteorologischen und andern physikalischen Beobachtungen, denn für Astronomie ist der Horizont zu eng, da das

Hospiz auf einem von hohen Bergen umgebenen Col liegt.

Ich habe oft wiederholen hören, der St. Bernhard sei ein wegen seiner Kälte die Gesundheit zerstörender Aufenthalt, die Kanoniker altern früh und müssen schon nach zehn Jahren wieder in die Ebene versezt werden, wo sie für ihre großen Anstrengungen Pfarreien in Wallis erhalten. Ersteres ist abermals ein Irrthum, denn das Klima muß hier oben sehr gesund genannt werden, zwar nicht für Lungensüchtige und andere Kranke, wol aber für kräftige Männer, deren physisches Wolsein in der reinen Bergluft, gegen Kälte gehörig geschüzt, immer zunimmt. Barras, so heißt der älteste der Mönche, der die Einsammlungen in der Schweiz für das Hospiz besorgt, desgleichen der Prior, haben mich versichert, daß sie seit länger denn zwanzig Jahren oben seien, in Wallis gute Pfarreien haben können, aber in der Ebene, sogar in Waadt, Bern und Genf nicht leben könnten, weil ihnen nur hier ganz wol sei. Schon nach einigen Wochen Aufenthalt in der Ebene, selbst im Winter, werde ihnen das Athmen schwer, und sie müssen wieder hinauf in ihre Heimath. Alle Kanoniker sehen auch aus wie das Leben, sind voll Gesundheit, Heiterkeit und Kraft, desgleichen die Maronniers, denen oben woler ist, als in der Ebene, aus der sie stammen. Mit den Hunden ist's ebenso: nichts Kräftigeres, Lustigeres, Muthvolleres als diese Thiere, sogar ihr Geruch wird

feiner. Man hat mich versichert, daß, wenn sie mit einem ihrer Herren unten im Lande sind, in Aosta oder in Wallis, sie Jeden, der auf dem St. Bernhard im Hospiz gewesen ist, am Geruch erkennen, ihm als altem Bekannten schmeicheln, während sie mit großem Ernst an allen andern vorübergehen, die nicht oben gewesen. Auch die Sinne der Menschen schärfen sich hier, besonders Gesicht und Geruch.

Es war viel Besuch auf dem St. Bernhard. Die meisten waren Engländer, unter denen ich mich der Bekanntschaft eines gar unterrichteten, liebenswürdigen Mannes von einem gewissen Alter erfreute. Unterrichtet, aber nicht liebenswürdig war auch eine englische Dame, die „par monts et par vaux" botanisiren ging, halb Männerkleider trug, einen sehr hübschen Bedienten in Livree bei sich hatte, eine Reitpeitsche manipulirte, überlaut in groben Gurgellauten sprach und Spirituosa trank wie ein ungarischer Husar. Einige ihrer Landsleute, mit denen sie ein Gespräch anknüpfen wollte, wichen ihr einsylbig aus. Die Küche des Hospizes schien weit unter ihrer Erwartung, dem trefflichen Aosta-Wein sprach sie jedoch stark zu.

Ich schlug den Kanonikern vor, durch eines der würdigsten Glieder ihres Ordens Sammlungen in Deutschland für ihr Hospiz zu machen, wozu gewiß unsere Fürsten, Fürstinnen und alle wolhabenden Stände mit Freuden beitragen würden. Sie lehnten dieß aber mit der Bemerkung ab, das Vermögen des Hospizes

und die Einsammlungen in der Schweiz, besonders in Bern, Waadt, Wallis und Genf, genügen ihnen für ihre bescheidenen Bedürfnisse, da für lange hinaus kein Bau mehr vorzunehmen sei, auch sonst keine ausserordentlichen Ausgaben vorlägen. Sie rühmten dabei das Wolwollen des jetzigen Königs von Sardinien gegen ihr Haus, und ich sah später in den weiten Magazinen eine Menge Säcke Reis und Mais, die Karl Albert hieher geschenkt hat. Aus den Bergdörfern, deren Einwohner immer herüber- und hinübergehen, und dabei im Hospiz einsprechen, werden, wie ich selbst sah, Ziegen, Kälber und andere Lebensmittel als freiwillige Gabe dem Hospiz dargebracht. Jeder bedürftige Reisende bekommt nicht nur sein gutes Nachtlager, reichliche Nahrung mit Wein, sondern, im Fall der Noth, auch Schuhe, Strümpfe und andere Kleider mit einem Zehrpfennig. Zu diesen großen Vorräthen sind weite Magazine unter dem Dach vorhanden, in der Nähe der ungeheuren Schlafsäle der Reisenden, wo ich an einem Abend dreihundert und dreißig zählte. Der Bau des Dachstuhls am Hauptgebäude ist sehr merkwürdig wegen seiner Stärke, Festigkeit und Geräumigkeit, desgleichen das Dach selbst. Es besteht, um den hier so furchtbaren Stürmen und Schneewehen keinen Zugang und auch nicht die geringste Öffnung zu lassen, aus genau in Kitt eingelassenen Schieferplatten und darüber aus Dachziegeln, die Beide im Innern sorgfältig mit Kalk verschmiert sind.

Italien so nah, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, wenigstens in das schöne Aostathal hinabzusteigen, zur Abwechslung mit der grandiosen und kühnen Alpennatur in Savoyen und der Schweiz. Ich verließ also den St. Bernhard an einem schönen Morgen. Barras begleitete mich mit drei Hunden bis zur Vertiefung des Jupitertempels. Dieser südliche Bergabhang hat wirklich etwas Zauberisches. Während bei Liddes auf der Nordseite nur noch Nadelholz fortkommt, das bei St. Pierre (4,890 Fuß) schon krüppelhaft wird, beim Hospital aber auch nicht einmal ein kleiner Strauch wächst, fängt am südlichen Abhang schon bei St. Aven (4,898 Fuß) der Ölbaum an, und bald darauf alle seine italienischen Gevatterbäume. Die Vegetation wird immer reicher, üppiger und prachtvoller, es kommen Exemplare von duftenden Nußbäumen vor, wie ich sie noch nirgends gesehen. Nun beginnt der Bau des Weinstocks an kleinen weißen Säulen, woran er sich hinaufrankt und dann mit dem Nachbar Kämmerchen bildet, auch mit ihm hoch über Weg und Steg läuft, von Baum zu Baum, von Haus zu Haus. Diese Laube und Laubenarchitektur ist unendlich reizend, und bringt gar anmuthige, immer wechselnde Lichteffekte hervor. Bei Signaye begegnete mir eine schöne junge Frau auf einem Maulesel, den ihr Mann führte; sie hatte auf genuesische Art die blendend weiße Mantilla um Kopf und Schultern, und hielt vor sich ihr Kind an der blühenden Brust. Es fehlte also nichts zur

Madonna. Bald darauf lag das ganze herrliche Thal mit seinen schön gezeichneten Bergen und Gründen, mit seiner freundlichen Stadt, seinem reichen, schwellenden Grün, und oben als Hüter des Ortes der weiße Velan mit dem ewigen Schneehaupte vor mir.

Trotz der unerträglichen Hitze, trotz der mich in den Straßen anbettelnden, heftig gestikulirenden, grunzenden und geifernden Kretins ging ich doch in Aosta zu den römischen Alterthümern. Augusts Triumfbogen imponirt besonders durch Reinheit und Schönheit der Verhältnisse, trotz der Armuth seines Materials. Überdieß ist er sehr gut erhalten, und die Akanthusblätter der korinthischen Säulen an den Ecken springen noch so scharf hervor, als wenn sie gestern erst fertig geworden. Thor, Brücke, Amfitheater, Souterrains und die großen Mosaiks in der Kathedrale zogen mich dagegen nicht sehr an, dergleichen wird anderswo besser gefunden. Warum verdirbt doch die Polizei den schönen Triumfbogen durch ihre oft wiederholten ungeheuren Inschriften zum Verbot der Ordures? Will sie vielleicht damit sagen, daß der ganze römische Triumf über die braven Saläßen eigentlich eine Ordure war?

XXIII.

Tabletten vom Genfersee.

Da, wo der Genfersee sich im Westen verengt und gleichsam nur noch ein breites Rhonebett bildet, drängen sich die anmuthigen Ufer näher zusammen, und aus dem herrlichen Epos wird eine liebliche Idylle, auf die am Abend der Montblanc und seine umstehenden Diener in goldglühenden Mänteln aus der Ferne herabsehen, und leicht aus der tiefblauen Fluth als Farbenecho wieder heraufgehoben werden. Die beiden Ufer haben lange nicht mehr die großartige Schönheit wie bei Lausanne, Vevey und Meillerie, aber in reichem Grün, aufgehügelt, erheben sie sich südlich zu den savoyischen Alpen und gegenüber zum Jura. Dort ziehen die Wolken nach Italien, hier nach Frankreich hinüber. Zwischen unzähligen Landhäusern aller Größe und Gestalten sind Gärten, Weingelände und Felder durchgeflochten. Freilich steht hier die kleine, bescheidene, mit Reben umsponnene Wohnung neben dem Palast des Glückspilzes oder des in fremdem Dienst Reichgewordenen, aber nirgends ist Armuth oder Mangel

zu sehen; Wolstand herrscht überall im Himmelshauche der Freiheit und des ächten republikanischen Sinnes, der in seinem öffentlichen Leben keine Höhen und keine Tiefen duldet, keine Cedern und kein Haidekraut. Hier stehen auf kleinem Raum, kaum anderthalb Stunden sind es, fünf Häuser, an deren Wänden merkwürdige Erinnerungen haften. Nahe bei Genf liegt Genthod, weiterhin Ferney, und wieder dem See zu das Schloß Coppet. Das leichteste Boot trägt uns in einer halben Stunde ans andere Ufer, wo sich Coligny in lachenden Häuser- und Baumgruppen die Höhe hinanzieht. Und wer wohnte hier?

Bonnet, Voltaire, Madame Staël, Rousseau, Milton, Lord Byron, Bayle. Welcher Verein! Lauter mächtige Repräsentanten und Gesandte ihrer Zeit.

---

1. Meister Arouet.

Es sind eben noch nicht viel Jahre her, daß eine Pilgerfahrt nach Ferney der lezte Zweck einer Schweizerreise war. Kaum angekommen an den Thoren von Genf hatte der Fremde bereits Tag und Stunde festgesezt, um sich nach Voltaire's Schloß führen zu lassen, das etwa zwei kleine Stunden nördlich von der Stadt entfernt liegt. Darum war es auch immer eines braven Stadtkindes erste Frage: „Sind Sie schon in Ferney gewesen?" Jeder nur einigermaßen fashionable Gastwirth machte diese erste Frage und stellte Pferde und Wagen zu Eurem Dienst. In Genf gewesen zu sein und Voltaire's Nachtmütze, Schlafrock und Spazierstock nicht gesehen zu haben, wäre ja ein Verbrechen gewesen. Man kehrte von dem berühmten Schloß, wenn auch nicht voll Erstaunen, doch mit befriedigtem Reisegewissen zurück. Man hatte den Aufenthalt des unsterblichen Schriftstellers besucht, des großen Mannes, wie man ihn zu jener Zeit nannte.

Ich muß gestehen, daß ich mit solchen Lobeserhebungen und Huldigungen größeres Maaß halte. Das

Menschengeschlecht durch seine Lehren erleuchten oder verderben, genügt heut zu Tage nicht, um den Namen eines großen Mannes zu verdienen, wir geben ihn denen, welche die Welt mit Kanonenkugeln umstürzen. St. Helena hat unserer Generation vergessen lassen Ferney, so gut wie die Charmettes und Ermenonville, und so viel andere durch das Vorurtheil des Filosofen des achtzehnten Jahrhunderts geweihte Örter. Die öffentliche Meinung hat mit dem Wechsel ihres Gottesdienstes auch keinen Weihrauch mehr für die Götzenbilder, welche sie früher anbetete. So ist es ganz natürlich gekommen, daß die Zahl der Fremden, welche Ferney besuchen, mit jedem Jahre abnimmt, und daß die Neugier unvergleichlich weniger fanatisch und kindisch zugleich ist, als seither. Der Opferdienst des Heiligen der materiellen Filosofie hat aufgehört, eine Zwangspflicht zu sein. Der lodernde Enthusiasmus des Beschauers, der bald ein halbes Jahrhundert Mode war, würde zum Geringsten gegenwärtig überspannt heißen, und die lauen, kühlen Gemüther brauchen bei dem Anblick der heiligen Reliquien davon in kein Strohfeuer mehr zu gerathen. Es nimmt ihnen Niemand mehr ihre Gleichgültigkeit übel. Die Zeit der Gerechtigkeit ist für Voltaire angebrochen; alle Welt, mit Ausnahme einiger Sonderlinge, bewundert seine großen Geistesgaben, doch eben so Wenige gibt es, die nicht den Mißbrauch derselben bedauern.

Ferney ist vielleicht der einzige Ort in der Schweiz,

der nicht Gegenstand der Spekulation geworden. Ich dachte bereits an die wie vielen Franken, welche mir meine Wallfahrt kosten würde, denn selbst ein Verschwender kann sich ärgern, wenn er geprellt wird. Mit Freuden gestehe ich das Unrecht meiner Voraussetzung ein. Der gegenwärtige Besitzer ist so liberal, daß er das Schloß für Jedermann offen hält, unter der einfachen Bedingung, dem Kastellan von dem Eintritt Anzeige zu machen. Dieser übernimmt das erwünschte Geleit durch die classischen Localitäten. Das Schloß, man muß es sagen, ist ein Gebäude von sehr mittelmäßiger und dabei doch anmaßlicher Architektur. Leicht würde man in der Umgegend der Stadt Genf wol fünfzig ländliche Wohnungen von mehr Eleganz, Ausdehnung und hauptsächlich Bequemlichkeit finden. In dem Wohn- und dem Schlafzimmer steht noch Alles so unverrückt, wie beim Tode des Dichters; da stand die Urne mit seinem vor sieben Jahren ins pariser Pantheon entführten Herzen, darauf die Worte:

„**Mon esprit est partout et mon coeur est — ici.**“

Es sollte Voltaire im Jahre 1819 ein Monument in Ferney errichtet werden, und schon war man damit zu Stande, als in der Nacht vor dessen Weihe drei Jesuiten mit zwanzig Gesellen dasselbe zerstörten. Dies geschah mit Wissen Ludwig's XVIII. und des pariser Erzbischofs.

In Voltaire's Schlafzimmer befindet sich ausser dem alten Himmelbett und den gewöhnlichen Meubeln

ein Portrait Friedrich des Großen im Jugendalter, die Marquise von Chatelet, seine Geliebte, Washington, Diderot, Newton, der Herzog von Choiseul, Helvetius, Franklin, d'Alembert und sein eigenes Bildniß, ferner das Bild der Kaiserin Katharina von Rußland, von ihr selbst gestickt und als Geschenk übersandt, der Schauspieler Lekain, sein kleiner Savoyarde und eine Madonna, zu der seine Wäscherin, ein gar schönes Guido'sches Mädchen, als Modell saß. Auf dem Kamin steht ein zierlich gearbeitetes Elfenbeinmodell des Monumentes der Frau von Langhaus, bei Bern, worin die Verstorbene als Genius durch den Sargdeckel bricht. Der Saal ist klein und schmal. Sechs Lehnstühle und ein Spiegeltisch stehen darin. An der Wand hängt ein Gemälde, oder mehr eine elende Sudelei in Zeichnung wie Ausführung. Es stellt den Tempel der Minerva vor, und Voltaire, der in einen großen Schlafrock gewickelt, dem Apollo seine Henriade überreicht. Die Feinde des Dichters liegen zu seinen Füßen und schneiden die entsetzlichsten Gesichter.

Die Bett- und Fenstervorhänge sind der indiskreten Gier der antiquitätensüchtigen Reisenden zum Raube gefallen.

An Voltaire's Schlafzimmer stieß früher sein Arbeitszimmer, jezt eine Bedientenstube, jenseits lag die Bibliothek, jezt ein Orangeriehaus. Aus dem Hause tritt man in einen alten Laubgang des Gartens und gelangt bald an die Stelle des jezt nicht mehr vor-

handenen Theaters, worauf der Dichter Mohammed's und Zairens vor dem Publikum der Nachbarschaft mit Hrn. Lekain und Frln. Clairon und Delarive seine Stücke aufführte. Er nannte diese Bühne: „Theatre de Monsieur Malet", weil das Grundstück, worauf es stand, diesem Genfer gehörte, und derselbe einer der eifrigsten Verehrer seiner Muse war.

In dem bedeckten Laubgange pflegte Meister Arouet frühmorgens und nach dem Essen, ein Buch in der Hand, zu lustwandeln. Die ihn sehen wollten und nicht bessern Anlaß fanden, stellten sich daselbst in einer Ecke oder hinter einem Baume auf und warteten seiner Ankunft. Man erzählt, daß ein reicher Engländer eines Tages, nachdem mehre Versuche, ihn zu sprechen, mißlungen, sich dieses Mittels bedient, und dann von seinem Verstecke heraus den sorglosen Wanderer mit den Worten angefallen habe: „A remedy for a cold." Wenig fehlte, so hätte seine Herrlichkeit den Vorwitz mit der Reitpeitsche büßen müssen, da es zufällig die Stunde war, wo der Poet seine Hippogryfe, die berühmte Stute, zu besteigen pflegte.

Dieser Stute allein verdankte der englische Geschichtschreiber Gibbon die Bekanntschaft mit ihrem Herrn. Gibbon wohnte 1776 in Lausanne, schrieb daselbst sein Werk über Roms Verfall, und unterhielt mit Voltaire in Ferney Briefwechsel. Doch hatten sie sich nie gesehen und kannten sich nur durch schriftliche Mittheilung. Voltaire war der Ruhm des Briten fatal

und er schrieb beleidigend über seine Persönlichkeit. Darauf machte Gibbon eine Satyre, worin er Voltaire als einen heftigen, jähzornigen und bissigen Menschen darstellte. Dagegen machte Voltaire eine Karrikatur, worin er Gibbon, der bekanntlich nichts weniger als schön war, wie einen Zwerg schilderte, mit dickem Bauch, ungeheurem Kopf, platter Nase u. s. w. Diese Karrikatur schickte er ihm nach Lausanne. Von nun an hörte der Briefwechsel zwischen Beiden auf. Einige Zeit darauf ging Gibbon nach Genf und besuchte seinen Freund Tronchin, der bekanntlich mit Voltaire auch sehr befreundet war.

„Voltaire moquirt sich über mich", sagte er unter Anderem zu ihm; „ich will ihm aber einen Besuch in Ferney machen, denn man sagt, er sey nichts weniger als schön."

Tronchin, der sich gern amüsirte und bei dem Charakter der zwei Männer eine Reihe komischer Szenen voraussah, hatte nichts Nothwendigeres zu thun, als Voltaire von dem bevorstehenden Besuch zu benachrichtigen. Dieser ließ gleich Frau Denis, seine Nichte, welche die Wirthin des Hauses machte, kommen und sagte zu ihr: „Es wird ein sehr häßlicher Engländer kommen, Sie werden alle mögliche Aufmerksamkeit für ihn haben, denn es ist ein Mann von großem Verdienst, auf den ich große Stücke halte, aber ich kenne seine Absicht, er wird mich nicht sehen." Darauf verschloß er sich in sein Arbeitszimmer. Schon zwei

Tage hernach kommt Gibbon in Voltaire's Schloß an und läßt sich melden. Frau Denis empfängt ihn sehr artig im Salon, sagt ihm aber, Voltaire wolle ihn nicht sehen. Darauf sezt Gibbon seinen Lehnstuhl mitten ins Zimmer und sagt so laut, daß Voltaire es im Nebenzimmer hören mußte: „Gut, da er mich nicht empfangen will, so gehe ich auch nicht fort." — Er schickt seinen Wagen zurück und bleibt im Hause. Die Nacht kam, man mußte ihm wohl ein Zimmer und Bett anbieten, und so aß und trank er mit den Damen des Hauses. Den folgenden Tag war es eben so und Voltaire kam immer noch nicht zum Vorschein. Zwar bemerkte ihm Frau Denis: „Monsieur, votre visite est bien longue, elle ennuie Monseigneur" (denn so ließ sich Voltaire nennen).

„Das ist mir ganz gleich", erwiederte mit stoischer Ruhe der Engländer, „ich bin gekommen, um ihn zu sehen, und ich gehe nicht fort, ohne ihn gesehen zu haben."

Dabei verblieb's drei volle Tage. Endlich wurde Voltaire ungeduldig, denn er konnte nicht aus seinem Zimmer.

„Monsieur", schrieb er an Gibbon, „Don Quichotte prenait des auberges pour des chateaux, mais vous, vous prenez mon chateau pour une auberge."

Darauf antwortete Gibbon gleich mit folgenden Versen:

En ces lieux je comptais voir le Dieu du genie,
L'entendre, lui parler et m'instruire en tout point;
Mais comme Lucullus, auquel je porte envie,
Chez vous on boit, on mange et l'on ne vous voit point.

Gibbon schickte Voltaire diese Verse und reiste gleich darauf ab. Während seines dreitägigen Aufenthaltes in Ferney hatte er sich aber bei den Hausleuten nach den Gebräuchen und Gewohnheiten des Herrn erkundigt, und auf das, was er von ihnen erfahren, gründete er seinen fernern Operationsplan. Nach einigen Wochen kam er wieder. Diesmal aber hatte er seinen Wagen im Orte gelassen und war zu Fuß und recht früh nach dem Schloß gegangen, wo noch Niemand von denen wach war, die ihn hätten in den Hof treten sehen können. Er fand auch nur den Kutscher. Er wußte, Voltaire habe eine kleine Stute, die er seinen andern Pferden vorzog. Er bittet den Kutscher, sie ihm zu zeigen. Im Stall sagt er zu ihm: „Höre, guter Freund, wenn Du die Stute in den Hagebuchengang willst laufen lassen, so verspreche ich Dir ein gutes Trinkgeld.“ Der Kutscher war's zufrieden, und indessen versteckte sich Gibbon im Gebüsch dieser Allee. Die Stute kommt lustig gesprungen und läuft keck in dem Baumgang auf und ab. Voltaire, der zu dieser Zeit schon auf war, und in seiner auf die Allee herausgehenden Bibliothek seine Briefe vom vorigen Abend las, hört es, öffnet das Fenster und fragt, warum die Stute hier herumlaufe. Als der Kutscher ihm antwortet,

sie habe sich losgerissen, eilt er selbst im Schlafrock und der Nachtmütze aus dem Hause in die Allee, um die Stute auffangen zu helfen. Voltaire war damals zwei und achtzig Jahre alt, furchtbar mager und im Gesicht eingefallen, ohne Zähne und Lippen, mit entsetzlich vorstehendem Kinn und Kahlkopf, kurz, eher einem großen Affen als einem Menschen ähnlich. Als ihn Gibbon gesehen hatte, trat er aus dem Gebüsch hervor und ihm gerade entgegen, betrachtete ihn vorn und hinten und sagte dann in die Hände klatschend und spottend zu ihm: „Adieu, Voltaire, je t'ai vu cette fois, tu n'es pas beau non plus.“ Damit ging er. Voltaire aber kehrte wüthend, sich überlistet zu sehen, in seine Bibliothek zurück, rief seinen Sekretär Wagniere und sagte zu ihm: „Cours vite apres cet Anglais et demande lui douze sous pour avoir vu la bete.“ Der Secretär findet Gibbon noch nahe beim Schloßgitter und eilt mit den Worten auf ihn zu: „Monsieur, Monseigneur exige, que vous me donniez douze sous pour avoir vu la bete“, worauf Gibbon antwortet: „C'est juste, en voila vingt quatre; tu diras a ton Seigneur que j'ai paye pour deux seances; je reviendrai demain.“ Wahrscheinlich war Voltaire indeß zu sich selbst gekommen und hatte eingesehen, wie unwürdig sein Benehmen sei, und wie lächerlich er sich selbst durch den Vergleich mit der „bete“ mache. Denn als ihm Wagniere die Antwort Gibbon's gebracht hatte, erwiederte er beschämt: „Ce diable d'Anglais est plus

mechant, que moi, il me jouera quelque mauvais tour, il faut faire ma paix avec lui. Wagniere, il faut aller l'inviter a venir diner demain avec moi." Wirklich schickte er ihm am folgenden Tage eine briefliche Einladung und ließ ihn in seiner Kutsche mit allem Ceremoniell abholen. Gibbon kam auch und betrug sich als wahrer Gentleman, denn er war artig und that, als sei nichts vorgefallen. Voltaire empfing ihn beim Aussteigen aus dem Wagen und stellte ihn der versammelten und eigens für ihn eingeladenen Gesellschaft vor. Bei Tische jagte ein Witzwort dieser beiden Männer das andere. Von nun an waren sie gute Freunde, Gibbon besuchte häufig den alten Voltaire und blieb gewöhnlich drei bis vier Tage bei ihm. Natürlich war nie die Rede von dem, was in der Hagebuchenallee vorgefallen war. Hier bewunderte man nur die herrliche Aussicht auf die Gletscher und den See, die noch ist wie damals.

Trotz dem, daß Herr Arouet einen großen Marstall hielt, war er doch für einen Reiter ein arger Hasenfuß. Immer kaufte er sich nur ganz kleine Mutterfüllen, aus Furcht, hoch herunter zu fallen.

In Ferney lebt noch ein alter Gärtner, acht und siebzig Jahre alt, welcher Voltaire gesehen hatte. Er spricht von ihm auf interessante Weise, ohne daraus ein Gewerbe zu machen. Mit ängstlicher Sorgfalt bewahrt er ein Stück von Voltaire's Schlafrock, seine weißseidene goldgestickte Nachtmütze und einen knotigen

Spazierstock. Wenn der alte Mann so gestüzt auf den großen Stock vor uns steht, erinnert er an manche Züge aus dem Privatleben Voltaire's, an seine häuslichen Wuthanfälle und die Schreckbilder, womit er die Kinder, denen er unterwegs zu begegnen pflegte, von sich scheuchte. Der Stock war das nächste Werkzeug, wonach der Filosof griff. Schade, daß es damals noch keine Pensionen und Institute am Genfersee gab!

Derselbe Gärtner zeigt auch ein Register, welches die Siegel der verschiedenen Personen enthält, welche an Voltaire geschrieben haben. Diese Siegelsammlung, welche wie eine Graveurmusterkarte aussieht, diente ihm dazu, die Correspondenten zu erfahren, deren Briefe er nicht annehmen mochte. Denn zu jedem der Siegel schrieb Voltaire seine Bemerkung über die Person, der es angehörte, in bonam und in malam partem. Bei den Siegeln des Königs von Preußen und der Kaiserin von Rußland steht kein Wort, fast alle Übrigen bekamen ihr Epigramm, die Damen ausgenommen, welche höchstens den Titel: „petite folle" erhielten. Ein Drittheil der Gesellschaft führt das einfache Prädicat „Fou" oder „l'imbecille"; wenn ein Ausrufungszeichen dahinter steht, ist es ernsthaft gemeint, zweifelhaft mit einem Fragezeichen. Ein gewisser Lord Dundin ist mit den Worten eingeschrieben: „Cet homme a quitte l'Angleterre, pour voir un poete francais — le drole", und bei einem andern Petschaft steht: „Comte Poluvigo, qui fait des vers." Auf der lezten Seite

hat der Gärtner das eigene Siegel Voltaire's zur Bekräftigung aller übrigen aufgedrückt und darunter geschrieben:

Multis ille bonis flebilis occidit,
Nulli flebilior quam mihi.

Milledouze, so heißt der Gärtner, besitzt ausser den gewöhnlich von ihm producirten ferneyschen Reliquien noch einige Mysteria Priapeja, die er blos männlichen Individuen mit geheimnißvoller Vorsicht zeigt. Diese Horazische Schwachheit war dem Filosofen eigen. Jene zweideutigen Bilder machten ihm im späten Alter, wo die Natur stillstand, großes Ergötzen. Sie befinden sich in der Gesellschaft des oft erwähnten Pater Adam, von dem er zu sagen pflegte: „Voici le pere Adam, mais ce n'est pas le premier homme du monde.“ Adam war der Sündenbock der Gesellschaft.

Die oft besprochene Kapelle, gegenüber dem Theater, mit der Inschrift: „Deo erexit Voltaire“, ist ein armseliges Gebäude, das nicht mehr zum Gottesdienst benuzt wird. Man hat eine Scheune daraus gemacht. Voltaire hatte es nicht allein gebaut und eingeweiht, sondern auch selbst darin gepredigt. Man erzählt, daß er eines Tages in seinem klassischen, beblümten Schlafrock und mit der Nachtmütze die Kanzel bestieg, und der andächtigen Versammlung, die dann die Messe hören wollte, eine Strafrede über den Diebstahl improvisirte, wozu ihm mehre, auf seinen Besitzthümern von Wilddieben und Gaunern verübte Raube den Anlaß

gaben. Die Anekdote, war oder erfunden, stimmt wenigstens vollkommen mit der bekannten Reizbarkeit des Filosofen, eines sonst wolthätigen Herrn, der aber eigensinnig, launenhaft bis zum Übermaß, prozeßsüchtig und unbarmherzig bei jedem Angriff auf seine Feudalrechte war. Von der Höhe der christlichen Kanzel seine Vasallen anzureden, war ausserdem ein filosofisches Vergnügen, so ganz nach seinem Geschmack. Eine neue Kirche, besser im Styl und im Charakter religiöser, wurde vor etwa fünfzehn Jahren in der Mitte des Fleckens Ferney gebaut, und ersezt die einst der Gottheit unter Anrufung Voltaire's errichtete Kapelle. Die Reformirten, jezt bei weitem weniger zalreich als vor fünfzig Jahren, haben ein kleines Bethaus in der Nähe. Jene monumentale Inschrift: Deo erexit Voltaire, befindet sich gegenwärtig an der Gartenmauer eines Wirthshauses angebracht. Die treuen Anbeter des Patriarchen von Ferney besuchen sie mit heiliger Ehrfurcht.

Auf der Nordseite des Parks, der völlig verwahrlost ist und Spuren ehemaliger besserer Unterhaltung zeigt, steht ein großer Ulmenbaum, zum Theil durch Blitzschlag beschädigt. Er ist Voltaire's alleiniger Sohn, vor neunundsechzig Jahren gepflanzt, wurde er noch groß genug, um dem Vater unter seinen Zweigen Schatten zu geben. Voltaire trennte sich schweren Herzens von ihm, um in Paris seinem lezten Triumfe und dem Grabe entgegenzugehen. Der Dichter sagte dieß selbst. Denn als alle Korporationen der Hauptstadt in seiner Vereh-

rung wetteiferten, antwortete er den ihn bekränzenden Schauspielern: „Je suis revenu a votre Paris, pour y trouver ma gloire et mon tombeau." An diesem Entschluß Voltaire's war hauptsächlich seine Nichte, Frau Denis, Schuld, die sich in Ferney sehr langweilte und nach der anmuthigen französischen Kapitale zurücksehnte.

Die Freunde des Voltairismus haben behauptet und behaupten noch, die lezten Stunden und Tage ihres Helden seien der Triumf seines dem Christenthum abgewendeten Lebens gewesen, er habe in ihnen und durch sie recht bewiesen, daß er bis ans Ende ein Filosof geblieben. Der berühmte Arzt Tronchin in Paris war bekanntlich Voltaire's alter Freund und stand ihm in den lezten Tagen und Augenblicken getreulich bei. Hören wir, was er in zwei erst neuerdings bekannt gewordenen Briefen an den Arzt Tissot in Lausanne und an Bonnet in Genf über Voltaire's Tod geschrieben hat.

„Voltaire hat Hallern nur wenige Monate überlebt. Er war am 5. Februar 1778 von Ferney abgereist, um in Paris den Triumf zu genießen, den ihm da seine Bewunderer bereitet hatten. In seinem kindischen Greisenalter von allen „enfans perdus" der Literatur belagert, umgeben von einer Menge Schmeichler, denen Alles daran lag, sein Urtheil und seine gesunde Vernunft irre zu führen, betäubt von Enthusiasmus, bemerkte er nicht, wie man auf seine Gesundheit, auf sein Leben und auf seine Seele einstürmte. Der Hof aber nahm an diesen Ovationen nicht den geringsten Theil, was Voltaire auf-

ßerordentlich schmerzte und ihn sehr nachdenklich über die Intriguen machte, wodurch man ihn nach Paris gezogen. Den Tag, wo er in der „Komedie francaise" mit unglaublichem, fast rasendem Beifall empfangen worden war, sagte er beim Nachhausekommen zu mir: „Ach, Sie kennen die Franzosen noch nicht; sie haben dasselbe für Jean Jacques gethan, ihn aber doch hernach verwiesen." Madame Denis und die andern Schranzen an Voltaire's Hof waren entschlossen, ihn in Paris festzuhalten, um da, es koste was es wolle, den Widerschein des Ruhmes zu genießen, der auf seine Umgebungen fiel. Umsonst versuchte man es, auch mich in die Verschwörung zu ziehen. Im Gegentheil sagte ich einmal zu ihm: „Ich gäbe 100 Louisd'or darum, wenn Sie noch in Ferney wären. Sie sind zu verständig, um nicht einzusehen, daß man eine vierundachtzigjährige Eiche nicht verpflanzen kann, ohne daß sie verkümmert und stirbt. Reisen Sie schnell ab; ich habe einen vortrefflichen Schlafwagen, der Ihnen zu Diensten steht." — „Kann ich denn die Reise vertragen?" — „Ja, ich stehe mit meinem Kopfe dafür." Hierauf ergriff Voltaire meine Hand, weinte heftig und sagte gerührt: „Ach, mein lieber Freund, Sie geben mir das Leben wieder." Dieß half aber Alles nichts, denn der Greis war Sklave seiner Umgebungen, die ihn wider seinen Willen zurückhielten.

In einem spätern Briefe an Bonnet vom 20. Juni 1778, gleich nach Voltaire's Tode heißt es: „Lieber

Freund, wenn meine Grundsätze befestigt zu werden brauchten, so würden sie jezt zum gordischen Knoten werden, seitdem ich Voltaire unter meinen Augen habe verkümmern, mit dem Tode kämpfen und sterben sehen. Wenn ich den Tod eines guten Menschen (homme de bien) mit Voltaire's Tode vergleiche, so kommt mir jener wie das Ende eines schönen Tages, dieser wie ein Sturm vor; dort die Seelenruhe und Heiterkeit eines Weisen, der zu leben aufhört, hier die furchtbare Qual desjenigen, dem der Tod das größte und furchtbarste der Schrecken ist. Gott sei Dank, ich brauchte diesen Anblick nicht; aber doch forte olim meminisse juvabit. — Dieser Mann war also bestimmt, unter meinen Händen zu sterben. Ich habe ihm immer die Wahrheit gesagt, aber leider war ich darin der Einzige, denn alle Andern haben ihn getäuscht. „Ja, lieber Freund", sagte er mehrmals zu mir, „Sie sind der Einzige, der mir immer guten Rath gegeben hat; wäre ich Ihnen gefolgt, so wäre ich nicht in meinem jetzigen schrecklichen Zustand, ich wäre nach Ferney zurückgekehrt, ich hätte mich nicht in dem Dunst berauscht, der mir den Kopf ganz irre gemacht hat; ja, ich habe nur Dampf eingeschluckt, und Sie können mir nicht helfen. Schicken Sie mir den Irrenarzt. Welch' böses Geschick hat mich wieder nach Paris gebracht. Sie sagten mir ja gleich bei meiner Ankunft, daß man eine alte Eiche von 84 Jahren nicht verpflanzen könne, und Sie sagten die Wahrheit. Warum habe ich Ihnen nicht geglaubt? Und als ich Ihnen versprach, in Ihrem Schlaf-

wagen wieder abzureisen, warum bin ich nicht gleich fort? Haben Sie Mitleid mit mir, ich bin ganz irre." — Er sollte zwei Tage nach seiner närrischen Krönung in der „Comedie francaise" abreisen; am folgenden Morgen kam eine Deputation der französischen Akademie, die ihn beschwor, sie vor der Abreise noch mit seiner Gegenwart zu beehren. Er fuhr nach Tisch hin, und da ernannte ihn die Akademie einstimmig zu ihrem Direktor. Er nahm diese Stelle an, die immer drei Monate dauert. Er verpflichtete sich also von neuem für drei Monate und vergaß ganz sein mir gegebenes Versprechen. Von diesem Augenblicke an bis zu seinem Tode war sein Leben nichts als ein Orkan von Thorheiten. Er selbst schämte sich darüber. So oft er mich sah, bat er mich deßhalb um Verzeihung, drückte mir die Hände und bat mich, ihn nicht zu verlassen, besonders weil er neue Anstrengungen machen müsse, um der ihm von der Akademie erwiesenen Ehre zu entsprechen. Er sollte besonders an einem neuen Wörterbuche arbeiten, wie das der Kruska. Die Redaktion dieses Wörterbuches war sein lezter herrschender Gedanke, seine lezte Leidenschaft. Er hatte den Buchstaben A übernommen und die andern vierundzwanzig an eben so viele Akademiker vertheilt. Einige hatten sich nur ungern dazu verstanden, worüber sich der alte Voltaire sehr ärgerte und dabei sagte: „Es sind Faullenzer und Nichtsthuer, die nur daran gewöhnt sind, im Müßiggang fortzuschlendern; aber ich will sie schon vorwärts treiben." Von nun an nahm

er zwischen zwei Sitzungen der Akademie aufs Gerathewol eine Menge Reizmittel und beging eine Menge Thorheiten, die seinen Tod beschleunigt haben. Ich denke nur mit Schaudern an sein Sterben. So wie er sah, daß alle zur Vermehrung seiner Kräfte angewendeten Mittel ihn dem Tod nur näher brachten, stand ihm dieser immer vor den Augen. Von diesem Augenblicke an bemächtigten sich Wuth und Verzweiflung seines Gemüths; wie Orestes wurde er von ihnen gepeinigt. Furiis agitatus abiit."

So war Voltaire's Tod ein treues Gegenbild seines Lebens; er starb nicht als ein starker Weiser, der keinen Trost der Religion zu bedürfen glaubt, sondern als ein verzweifelnder Wüthender, der sich in Verzuckungen an die Erde ankrallt, die er durchaus nicht lassen will.

---

2. Corinna-Staël.

Von Ferney bis zum Schloß Coppet ist nur eine kleine Stunde; schon von weitem kündigt es sich stattlich an, und in der Nähe hat es wirklich etwas Königliches. Große Hauptgebäude und mächtige Flügel umgeben zwei weite Höfe. Im Innern des Schlosses wechseln herrliche, mit Statuen besezte Treppen mit Prunksälen und Gemächern aller Größe. Im Erdgeschosse sind Bibliothek und Theater. Aus allen südlich gewendeten Zimmern hat man die reizendste Aussicht auf den See, die savoyischen Vorderalpen und Gletscher. In derselben Richtung liegt auch die Blumenterrasse, deren Duft durch die untern Fenster in die Bibliothek zieht, ein Bild des seltenen Frauengeistes, der darin waltete. Hinter dem Schloß, in nordwestlicher Richtung, liegt der große Park mit seinen herrlichen Bäumen und seinen dunkeln Laubgängen, nahe dabei eine in dunkeln Grund gar malerisch hingebaute Mühle, auf deren großes, moosbewachsenes Rad reiches, silberschäumendes Wasser stürzt. Noch westlicher liegt die Pächterwohnung mit den Ställen,

Scheuern u. s. w. Nahe dabei sieht man ein kleines, mit hoher Mauer eingefangenes Gehölz, in dessen Mitte die vier lezten Generationen der Familie begraben liegen: Minister Necker und seine Gattin, Frau von Staël, August von Staël und sein Söhnchen. Mit ihm, dem lezten seines Stammes, schloß dies Columbarium, und es ist nun zugemauert. Weiter hinab sind die Weinberge und Obstgärten des Schlosses. Necker, dieser merkwürdige Mann, gehört zur Hälfte Frankreich, zur Hälfte Genf an. Hier war er geboren und in dessen Nähe starb er, dort hingegen stand er auf hoher, sturmbewegter Stelle, voll Sachkenntniß, Klarheit und Uneigennützigkeit, aber nicht ohne Ehrgeiz und Schwanken. In Coppet ist Necker aus deutschem Stamme geboren.

Necker und Lafitte sind zwei interessante Erscheinungen in der französischen Finanzwelt, zu zwei ganz verschiedenen Zeitpunkten, die doch große Ähnlichkeit mit einander haben. Mit Necker's Flucht von Paris endigt sein öffentliches Leben. Von nun an lebte er in Coppet den Wissenschaften und Studien, besonders aber der geistreichen Tochter, die seinem Alter heitere Tage bereitete.

Es war an einem stürmischen April-Abend 1800, als ein Reisewagen in den innern Hof rollte. Ein kleiner hagerer Mann stieg, ohne sich anmelden zu lassen, die große Treppe hinauf. Kaum konnte ihn der Bediente schnell genug nach Necker's Kabinet führen.

Es war Bonaparte auf seinem Zug vom Dijoner-Lager nach dem großen St. Bernhard und Italien. Er unterhielt sich eine Stunde mit Necker, und Beide schieden sehr heiter und freundlich von einander. Erst später verdarb es Necker's Wahrheitsliebe ganz mit dem Gewaltbaber, der ungern seine Plane durch ihn verrathen sah. Und dies mußte auch damals schon die Tochter fühlen.

Coppet war damals der Sammelplatz aller ausgezeichneten Männer und Frauen in Genf und in der Umgegend. Das Schloß glich einem italienischen Fürstenhause aus der guten Zeit. Es wechselten die geistreichsten Vergnügungen, unter denen besonders das Theater eine vorzügliche Stelle einnahm. Zalreiche Fremde fanden sich hier aus allen Weltgegenden zusammen und wurden Wochen lang gastlich aufgenommen. Es herrschte der beste Ton, gleich weit von pariser Ziererei, wie von provinzialer Kleinlichkeit. So lebte Necker bis 1804.

Die junge, geistreiche Anna mußte ihre erste, tiefe Liebe zu dem edlen Montmorency dem Willen ihrer bigotten Mutter opfern und statt des geliebten Mannes, den Schweden Staël-Holstein heirathen, den sie nicht liebte. Ihre Verbindung mit ihm fiel in die erste Zeit der französischen Revolution, deren Beginnen sie mit Begeisterung und Entzücken ergriff. Aber auch sie ward frühe aus dem schönen Traum geweckt und wenig fehlte, so wäre sie ein Opfer der blutigen Sep-

tembertage geworden, wie viele ihrer Freunde, die sie so gern mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Als sie später, nach dem Tode ihres Vaters, wieder nach ihrer Geburtsstadt Paris zurückkehrte, zog sie ihr genialer Geist allzusehr zu Napoleon hin, der ihre Neigung mit Undank belohnte und sie später sogar aus Frankreich verbannte, weil sie freier und würdiger sprach, als er für seine Absichten vertragen konnte. Ist es nicht die seltsamste, und eine für die Staël höchst ehrenvolle Erscheinung, daß der allgefürchtete Kaiser, der Herrscher des europäischen Continents, der stolze Schlachtengott eine Frau fürchtete und sie aus seinem mächtigen Reich verbannte? Gekränkte Eitelkeit war freilich auch Schuld an den Indigestionen der Frau von Staël, daß „le petit homme" wie sie Napoleon nannte, sich nicht bei ihr für die Lobsprüche bedankte, die ihre Muse dem Helden nach den italienischen Schlachten spendete.

In ihrem Exil zu Coppet schrieb die Staël fleißig, lebte den Studien, den Musen, und vereinigte an ihrem kleinen Hof, was Genf und Lausanne an Männern und Frauen Ausgezeichnetes hatte. Alle, die einst da waren, erinnern sich des heitern, freudigen wechselvollen Lebens, in dem eine geistige Aufregung der andern folgte. Die Leman-Corinna beseelte Alles durch ihr reiches, vielseitiges Gemüth, in dem sich noch mehr einte, als französische Anmuth, Laune und Witz. Ihre Fehler und Ecken wurden durch ein treffliches Herz

aufgewogen, das in Anderer Freude und im Wohlthun seinen schönsten Beruf fand. Was Voltaire für Ferney gewesen war, das wurden Necker, die Staël und ihr Sohn für Coppet. Da war kein Bedürfniß und keine Noth, die sie nicht auskundschafteten und ihr auf die zarteste Weise abhalfen. Alles aber geschah im Stillen, und kaum durfte von Dank die Rede sein, geschweige denn von lateinischen Inschriften und Sonnenemblemen.

Ich habe mir erzählen lassen, wie man damals in Coppet lebte. Das erste Frühstück nahm Jedermann auf seinem Zimmer, denn den ganzen Morgen wollte die Staël für sich haben; Schlegel verlor auch nicht gern seine Zeit. Gegen Mittag kamen die Gäste und Besuche von Genf und aus der Umgegend. Man versammelte sich in einem herrlich gelegenen Saal, wo endlich die Hausfrau erschien und durch ihr Gespräch neues Leben über den Zirkel ausgoß. Man ging zum Frühstück, das etwas über eine Stunde dauerte, sehr substantiell war und recht gut für ein Mittagsmahl hätte gelten können. Die feinsten Leckereien aus dem Norden und Süden fehlten nicht, russischer Kaviar stand neben perigorder Pasteten, italienische Würste neben mächtigen Seekrebsen. Auch schäumender Champagner war zu finden, wiewohl er damals noch nicht so nahe bei Coppet wuchs, wie jezt. Nach dem Frühstück zerstreuten sich Alle wieder. Die Staël ging gewöhnlich von neuem an ihre Arbeit; einige Gäste ver-

fügten sich in die Bibliothek, Andere machten einen Spaziergang im Park, oder in der reizenden Umgegend, oder begaben sich zum Fischen auf den See, oder gingen in die Oekonomie=Gebäude, in die Schäferei und Stuterei, denn man hatte nun bis vier Uhr eine schöne Zeit vor sich, kurz Jeder, wohin er wollte. In dieser langen Zeit fiel es Bonstetten einmal ein, das von der Staël immer heimlich gehaltene Grab ihres Vaters zu sehen, es koste, was es wolle. Sie hatte selbst ihm, dem Vertrauten und Befreundeten, den Schlüssel dazu versagt, und rund herum läuft eine Mauer. Dies reizt die Neugierde des Mannes noch mehr, und in einem der langen Zwischenräume zwischen Frühstück und Mittagsmahl macht er sich von den andern Gästen weg, sucht hinter dem Pachthofe eine Leiter zu erwischen, schleppt sie allein nach der Mauer, legt sie an, steigt hinauf und zieht sie dann an sich, um damit auf der andern Seite hinunter zu steigen.

Das ging Alles recht gut; Bonstetten sah das einfache Grab des edlen Necker, seines Freundes, und nach einiger Zeit kehrt er wieder zur Mauer zurück, um die Escalade von neuem zu beginnen. Es geht auch leicht hinauf, und er freut sich schon seines gelungenen Streiches. Er will die Leiter nun wieder nach sich ziehen, um sie auf der Aussenseite anzulegen, da entgleitet sie seinen Händen und fällt in den innern Park zurück. Nun war guter Rath theuer. Da sizt nun der Autor Latiums reitend auf der harten,

schroffen Mauer, und weiß nicht wo aus noch ein, denn zum Hinunterspringen war es ihm doch in seinem Alter zu hoch. Er wagt nicht zu rufen, um nicht entdeckt zu werden; die Sonne brennt immer heißer auf ihn, mit dem Hunger stellt sich auch verzehrender Durst ein. Endlich entschließt er sich zum Rufen, aber vergebens, der Ort war zu entlegen. Eine Viertelstunde vergeht nach der andern, der scharfe Sitz wird unausstehlich, da läutet es in der Ferne — es ist die Tischglocke im Schloß — einmal, zweimal, dreimal. Hunger und Durst, aber keine Hülfe; endlich vermißt man ihn und sendet Leute aus, ihn zu suchen; die hören sein Schreien, kommen herbei und helfen ihm herunter.

Um vier Uhr wurde zu Mittag gegessen, und es braucht kaum bemerkt zu werden, daß über der geistigen Würze des Gesprächs die Pariser Gastronomie nicht vergessen ward. Gar Manchen dünkte sie auch die Hauptsache, und sie waren klug genug, den Mund nicht zum Reden aufzuthun, sondern nur zum Essen und Trinken, zumal wenn die Staël ihre glänzende und gleißende Dialektik zu entwickeln begann, in der sie schon als Mädchen im Vaterhause zu excelliren begann. Es gab Wenige, die es in dieser Kunst mit ihr aufnehmen konnten, und diese Sicherheit verleitete sie oft zu wunderlichen und barocken Behauptungen, die sie mit viel Schein gegen jeden Angriff zu vertheidigen wußte. Schlegel wäre wol der Einzige ge-

wesen, der ihr hätte die Spitze bieten können, wenn ihm die Sprache geläufig genug gewesen wäre. Unter den Frauen war ihre Kousine Saussure mit ihrer ruhigen, klaren Darstellung am gefährlichsten, und wenn sie auch die Sprache nicht so hinreißend in ihrer Gewalt hatte, so war sie doch bestimmter und treffender in ihren Gründen. Es ist leicht begreiflich, daß die meisten Männer schwiegen, um den beiden konzertirenden Kousinen zuzuhören, und dabei den Gaumen nicht zu vergessen. Sehr häufig traf sich's, daß der Streit unausgemacht blieb, und im Grunde war dies auch am besten. Deutsche konnten dabei den Anstand und die Anmuth französischer Diskussionen von gutem Ton lernen, wo kein verletzendes Wort vorkommt, und doch ein Hieb um den andern trifft.

Nach Tisch, gewöhnlich kam 6 Uhr herbei, wurde ein großer Spaziergang oder eine Seefahrt vorgenommen. Die Gruppen hielten sich mehr zusammen. Gar manche fuhren nach Genf zurück. Die vertraulichen Hausfreunde blieben länger, und man sah sie Abends noch mit der Hausfrau in traurigem Zirkel sitzen und plaudern. An dem Tage, wo Theater im Schloß war, bekam natürlich der Abend eine andere Eintheilung, und selbst das Mittagsmahl hatte weniger Ausdehnung. Bekanntlich hatte die Staël ein seltenes Talent für die Bühne, und in allen Darstellungen war sie die Hauptgestalt. Schon früher war sie die Seele eines Liebhabertheaters in Genf, das in dem

ehemaligen Douanen=Gebäude auf dem Molard seinen Sitz hatte.

Die Staël hatte ihr leztes Werk, „die Betrachtungen über die französische Revolution", noch nicht vollendet, als sie Coppet verließ und mit den Ihrigen nach Paris ging. Das Schloß war wie ausgestorben, tiefe Stille trat an die Stelle des lauten, frohen, geistvollen und vielgestaltigen Lebens. In den Höfen, wo sich sonst Wagen an Wagen drängte, war nun kein anderes Gesicht zu sehen, als der kleine Eselskarren des Milchmädchens am frühen Morgen; im Eßzimmer und im Salon war kein heiteres, beredtes Wort mehr zu hören; Gaze war über Spiegel, Kronleuchter und Bronzen gezogen, die Teppiche waren aufgerollt, und nur manchmal gab ein Heimchen mit bedenklichem Schrillen sein Erstaunen über die Veränderung zu erkennen. Ihm antwortete ein Todtenwurm.

Die Staël starb bald darauf in Paris. Nach einigen Jahren folgte ihr August Staël, ihr würdiger Sohn, und im folgenden Jahr sein einziges Söhnchen, mit dem der männliche Stamm dieser seltenen Familie zu Grabe ging. Eine Tochter ist an den Herzog von Broglio verheirathet, der jeden Sommer seine Villegiature in Coppet, das seiner Frau gehört, zubringt.

Ich las unter den Ulmen des Parkes von einem Pavillon aus, der eine der schönsten Landschaften in der Welt übersieht, den ersten Theil ihres Buches

„über Deutschland.“ Es ist doch mit mehr Billigkeit geschrieben, als woran uns die Franzosen sonst in ihren Urtheilen gewöhnt haben. Den „esprit de la conversation“ stellt Frau von Staël aber doch zu hoch. Es scheint, als gälte ihr die französische Weise für die möglichst beste, und als spreche sie mithin den Deutschen die Fähigkeit ab, des schönen Umganges zu genießen. Wenigstens sagt sie Nichts über die Einseitigkeit der französischen Manier, über das Epigrammatische derselben, über die Ansicht des Lächerlichen als des Maßstabes für das Schöne dieser Gattung, und sie erwähnt nur der üblen Folgen, die dies Gesellschaftswesen für die Moralität und die Gründlichkeit im Denken haben könne und oft wirklich habe.

Die Kunst des Umganges ist, nach meiner Ansicht, so wie jede andere schöne Kunst, eine freie, die jede Nation nach ihrer Individualität ausüben und ausbilden kann und soll.

3. Jean Jaques.

Als ich diesen Morgen vor das Lyoner Thor ging, um daselbst in den sogenannten Grotten einen Bekannten aufzusuchen, wollte ich nicht unterlassen, in der Rue J. J. Rousseau dessen Geburtshaus zu besuchen. Allein vergeblich bestrebte ich mich, dasselbe wieder zu finden. Ich fragte. Die Menschen waren Neulinge, Uhrmacher, Zeigermacher, Rädermacher, sie antworteten: „La rue Jean Jaques Rousseau, c'est bien ici, mais nous n'avons pas l'honneur, de le connaitre lui-meme."

„Est-ce un maitre-horloger?" fragte mich ein junger Bursche.

Glücklicherweise ging ein respektabler Genfer vorüber, der mich nicht stecken ließ in solch krasser Ignoranz. Denn er wandte sich gleich zu mir und belehrte mich, daß der bisherige Eigenthümer des Rousseau'schen Hauses gewechselt und der nunmehrige dasselbe abgerissen und neu gebaut habe. Er zeigte mir ein ziemlich großes Gebäude, worin unten gehämmert, oben geschustert und im höchsten Stockwerk gewaschen und gebleicht wurde. Über der Thür standen die Worte in Stein gehauen:

„Ici nacquit Jean Jaques Rousseau le 28. Juin 1712." Ich glaube, hätte ich sämmtliche Bewohner des Quartiers gefragt, sie würden nicht mehr von dem Manne gewußt haben, als dieser Stein.

Und somit ging ich betrübten Sinnes zum Thor hinaus, das einst der Filosof verließ, um, sein Bündel auf dem Rücken, nach Lyon zu pilgern. Der arme Jaques! Um ihn bewegte sich feindselig die ganze damalige literarische Welt. Mitten unter jenen, auch einst bei uns in Deutschland und an den ersten Höfen Europas hochgehaltenen Schöngeistern stand er allein, — er, dem wol mancher Vorwurf gemacht werden kann, der aber nie zu der Erbärmlichkeit seiner literarischen Zeitgenossen herabsank, den Alle lästerten und traten, der aber nie wieder gelästert und getreten hat, ob er gleich höher stand als alle Andern.

Der unbemittelte Rousseau unterzeichnete für Voltaire's Standbild, für das Denkmal „des Mannes, der nach seiner Meinung Allen, die ihm nahe kämen, den Weg zum Ruhme zeigte, des berühmten Mannes, der, wenn er gewollt hätte, die Bewunderung der ganzen Welt verdiente, der dem Menschengeschlechte einen großen Dienst erweisen und auf der glänzendsten Bahn wandeln könnte, die jemals ein Wissenschaftsmann durchlaufen, des Mannes endlich, den Rousseau wie seinen Meister ehrte, und dem er sein eigenes kleines Talent verdanken zu müssen glaubte."

Was that dagegen Voltaire? Er schimpfte, er

schalt und tobte unaufhörlich in seinen Schriften gegen Rousseau. Er gebrauchte gegen ihn die schärfsten seiner Waffen, womit er so meisterlich umzugehen verstand, und die damals in Frankreich eine so große Bedeutsamkeit hatten — Witz und lächerlichen Hohn.

So schrieb er am 29. August 1757 an d'Alembert: „Schreiben Sie mir doch, wenn Sie einen Augenblick übrig haben, wie sich Rousseau's Denkorgane befinden, und ob er immer noch an der Zirbeldrüse leidet. Gibt es einen Beweis gegen die Unsterblichkeit der Seele, so ist es gewiß diese Gehirnkrankheit; man hat einen Fluß in der Seele wie in den Zähnen."

Dieses Flusses ungeachtet schrieb Rousseau damals gerade seine „nouvelle Heloise", beendigte seinen „contrat social" und bereitete seinen „Emile" vor. Daher half es Voltairen nicht lange, von der Wildheit des Verfassers des „Emile" zu sprechen und ihm ein Erziehungssystem aufzubürden, wonach er die Menschen in die Wälder zurückweisen wollte, um da von Eicheln zu leben und auf allen Vieren zu kriechen. Von alle dem stand im „Emile" nichts, und man kam dem Witz bald auf die Schliche.

Viel Einfluß hatten auf den Genfer Filosofen, der schon seine Geburt das erste Unglück nannte, weil sie der Mutter das Leben kostete, die Frauen. In einer Genfer Familie, wo ich wol aufgenommen war, wußte man über diesen Theil seiner Lebensgeschichte eine Menge

noch unbekannter Notizen, wovon ich, was mir im Gedächtniß zurückblieb, hier aufgezeichnet habe.

Als ein argloser Jüngling von zwanzig Jahren fiel seine Unschuld in die Schlingen der bekannten Frau von Warens, welche die galanten Künste auf eine so originelle Weise betrieb, daß sie Rousseau's Herz und Geist auf einmal eroberte. Über die Vorurtheile der Welt sezte er sich bereits kecklich hinaus. Er glaubte daher auch nicht, ihrem Andenken nur im Geringsten zu schaden, wenn er öffentlich ihre leichtfertige Zugänglichkeit besprach. Den Maßstab deutscher Sitte dürfen wir an das Verhältniß gar nicht legen, sondern an die Frivolität der damaligen Zeiten denken.

Wenn gleich die Warens nur kurze Zeit ihm angehörte, so geht sie doch in Handlung und Erinnerung wie ein goldener Faden durch Jean Jaques' ganzes Dasein. Alle anderen weiblichen Bekanntschaften gehören nur einzelnen, längern oder kürzern Zeitabschnitten an. Seine Konfessionen geben davon auf jedem Blatte Zeugniß.

Da ist z. B. Frau von La Tour, geborne Franqueville. Sie war schön, liebenswürdig, reich, gebildet. Als sie die neue Heloise gelesen und wieder gelesen hatte, war sie so entzückt, daß sie den Verfasser durchaus kennen lernen wollte. Lange versuchte sie es auf verschiedene Weise, es glückte aber immer nicht; denn Jean Jaques lebte in der Einsamkeit, von der Welt und von der Gesellschaft zurückgezogen; weit entfernt, neue Bekanntschaften zu suchen, zog er sich sogar von den

alten zurück und entzweite sich mit denen, die sich für seine Freunde ausgaben. Sie beschloß daher, ihm unter dem Namen „Julie" zu schreiben, zusammen mit einer Freundin, die sich Klara nannte. Sie war damals acht und zwanzig Jahre alt. Ganz richtig bedachte sie, daß die Illusion bei beiden nur dadurch erhalten werden könnte, daß sie sich nicht sähen. Rousseau begann damals schon mißtrauisch zu werden, und seine Laune nahm die Ungleichkeit an, die aus dem Mißtrauen und der Menschenfeindlichkeit hervorgeht. Er schrieb also den beiden Frauen eine Antwort, deren Trockenheit und Bissigkeit Klaren in Verzweiflung brachte. Sie entschloß sich auch gleich, künftig an diesem Briefwechsel keinen Theil mehr zu nehmen. Diese Klara, unversöhnlicher als die in der neuen Heloise, schrieb deßhalb an ihre Freundin ein Billet, in dem sie sich über den Abgott Juliens folgendermaßen in komischem Zorne ausdrückt: „Ich kann Dir nicht aussprechen, ich kann nicht einmal begreifen, was der Brief Deines Bären für einen Eindruck auf mich gemacht hat. Hätte ich nichts als üble Laune darin gefunden, so sollte es mich nicht wundern; ich finde aber auch Inkonsequenz, Falschheit und Impertinenz darin. Deßhalb habe ich mir drei tüchtige Püffe gegeben, zur Strafe dafür, daß ich mich in diesen Handel eingelassen. Sokrates sagte einmal, wenn er einen Narren vor Augen haben wolle, so sehe er in den Spiegel. Geben wir unserem Thiere denselben Rath, um ihm die Mühe zu ersparen, aus seiner Höhle

zu treten, wenn er eben so etwas sehen will. Mein Mann sagt, Rousseau müsse neben seinem Hunde begraben werden, ich aber finde, daß er ihm noch zu viel Ehre anthut.“ Frau von Franqueville dachte nicht so. Ihre Anhänglichkeit an Jean Jaques verringerte sich nicht nur nicht, sondern wurde wirklich zur Leidenschaft. Sie sezte ihren Briefwechsel mit ihm fort, und nichts konnte sie entmuthigen, weder Vorwürfe, noch Härte, noch Stillschweigen. Ja, sie verlangte von Rousseau eine Pünktlichkeit in der Korrespondenz, deren er gar nicht fähig war. Oft schüzte er seine Kränklichkeit, seine Unruhe und seine Verfolgungen vor. Dies half ihm aber alles nichts bei Frau von Franqueville, denn sie drang immer auf Antwort, und wenn diese endlich ankam, empfand sie doch schmerzlich die Trockenheit, mit der sie manchmal geschrieben war. Indessen wollte sie doch lieber unverdiente Vorwürfe als Stillschweigen. Ihre Leidenschaft für Rousseau, denn Leidenschaft war es wirklich, ist sich immer gleich geblieben. Es scheint, beide haben sich nur dreimal gesehen, und die zwei lezten Male mußte Frau von Franqueville zu dem Mittel greifen, das man gewöhnlich anwendete, wenn man Rousseau sehen wollte: — sie brachte ihm Noten zum Abschreiben. Auch nach seinem Tode dauerte ihre Anhänglichkeit an ihn fort. Sie schrieb mit Beredtsamkeit und Geist gegen Rousseau's Verläumder und Feinde, besonders gegen Diderot, d'Alembert und David Hume; und bewies augenscheinlich, daß der Ver-

storbene nie gegen seinen Wolthäter, Mylord Morehal, undankbar gewesen sei, sondern mit ihm bis zum Tode in den freundschaftlichsten Verhältnissen gelebt habe. Auf einer Reise nach Rousseau's ehemaligem Aufenthalt, der Insel Saint-Pierre im Bieler See, soll sie die Verse an die Wand geschrieben haben, die hernach zum Theil über die Charmettes bei Chambery gesezt worden sind:

Reduit fameux, par Jean Jaques habite,
Tu me rappelles son genie,
Sa solitude, sa fierte,
Et ses malheurs et sa folie.
Toujours, helas! persecute,
Ou par lui-meme, ou par l'envie,
Contemplons, au flambeau de la filosofie,
Un grand homme et l'humanite.

Diese Zeilen sind jedoch zu wahr, um von einem enthusiastischen Gemüth ausgegangen zu sein, wie das der Frau von Franqueville war. Diese seltene Frau starb 1788.

Ein weibliches Wesen ganz anderer Art, das sich zu Rousseau drängte, war Madame Bourette, die in Paris ein Kaffeehaus hielt, und dabei Verse machte. Diese schickte sie dann an alle berühmten Männer ihrer Zeit, zuerst an Fiedrich II., der ihr ein goldenes Etui schenkte. Der Duk de Gesvre gab ihr eine silberne Schale, Voltaire eine Porzellantasse. Dorat bezalte sie aber mit gleicher Münze; er beantwortete ihre Verse wieder in Versen. Auch an ihre Wäscherin und an ihren Wasserträger machte sie Verse, wahr-

scheinlich um ihre Dienste künftig umsonst oder doch billiger zu haben. Es schlug ihr aber damit fehl. Jean Jaques durfte in ihrer Sammlung nicht fehlen. Sie schrieb ihm also zweimal große Schmeicheleien und lud ihn dabei ein — welches Zartgefühl! — den Kaffee bei ihr zu trinken aus der Tasse, die ihr Voltaire geschenkt. Da sie aber an Gegengeschenke gewöhnt war, so bat sie ihn um ein Exemplar seiner neuen Heloise. Hierauf wurde ihr von Rousseau zur Antwort: alle Exemplare des Buches habe er entweder schon weggegeben, oder doch versprochen, er müßte also eins kaufen, wenn er es ihr schicken wollte; er schätze aber ihr Lob zu hoch, um blos Geld dafür zu bezahlen; wenn er übrigens je einmal Kaffee bei ihr trinke, so werde er dazu nicht Voltaire's vergoldete Tasse nehmen, „parcequ'il ne buvait pas dans la coupe de cet homme-la." So hatte denn Madame Bourette ihre Verse und ihre Prosa diesmal umsonst gemacht. Sie sammelte 1755 ihre Gedichte in zwei Bänden unter dem Titel: „Muse Limonadiere." Später, 1779, schrieb sie eine Komödie in Versen, betitelt: „la Coquette punie", die nicht übel ist.

Madame Dupin war die Großmutter des jezt in Frankreich wohlbekannten Charles Dupin. Sie hatte einen steinreichen „fermier general" geheirathet. Rousseau war der Secretär dieser Dame, die ein schöner Geist sein wollte, und machte dabei den Mentor und Freund ihres Sohnes, Dupin de Franqueuil. Jean Jacques, der das weibliche Herz trefflich, die Damen

der pariser Gesellschaften aber wenig kannte, behauptete, Madame Dupin sei von ihren drei Schwestern die tugendhafteste und vorwurfsfreieste, der keine Verirrung nachgesagt werden könne. Andere, die sie genau kannten, waren nicht dieser Meinung. So schrieb unter Andern Lord Chesterfield an seinen Sohn in Paris: „Ich rathe Dir, mit Madame Dupin anzufangen, denn sie ist noch schön, schöner als es ein junger Maulaffe, wie Du, verlangen kann; sie ist in einem Alter, wo die Frauen nicht mehr ganz freie Wahl bei ihren Liebschaften haben, und ich bin überzeugt, daß sie Deine Anträge nicht von der Hand weisen würde. Wenn der Platz auch in diesem Augenblicke besezt sein sollte, so sei überzeugt, daß Du ihn in einiger Zeit einnehmen kannst."

So schrieb in der damaligen großen Welt ein Vater an seinen Sohn! Man sollte glauben, es spräche ein Kuppler zu dem andern. Madame Dupin gab alle Wochen ein Diner und vereinigte da ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller. Da sah man Buffon, Mairan, Fontenelle und Andere. Grimm behauptet in seiner Correspondenz, Rousseau sei nicht zu diesen Diners gezogen worden. Es ist möglich, aber dies beweist nichts gegen ihn, sondern nur gegen Madame Dupin. Diese Behauptung ist jedoch unwahrscheinlich. Ehe Jean Jaques in das Haus dieser Dame kam, hatte er sich schon in der Literatur bekannt gemacht; mehre Freunde des Dupin'schen Hauses, unter andern Mai-

ran, hielten ihn sehr hoch. Dieser Literator hatte bei der Akademie der Wissenschaften über Rousseau's neue Art, die Musik zu schreiben, einen so günstigen Bericht abgestattet, daß diese ihm ihr Lob aussprach. Er wurde von dem Jesuiten Castel bei der Dame eingeführt, und seine Schrift über die Musik hatte ihr so wol gefallen, daß sie den Verfasser sehr freundlich aufnahm, zu Tisch behielt und da seinen Platz neben sich anwies.

Dupin de Franqueuil führte Rousseau bei der Madame d'Epinay ein. Damals war sie noch liebenswürdig, gut, sanft, geistreich und zuverlässig. Später verdarb sie aber ihr Mann durch seine Ausschweifungen. So lange sie lebte, hielt nur ihr Rang in der Gesellschaft die Zungen im Zaum, und sie galt blos für eine zweideutige Frau. Nach ihrem Tode erschienen ihre Memoiren, die Alles unzweifelhaft machen. Man muß den Muth bewundern, womit sich die Verfasserin dem Urtheile der Welt preisgibt. Diese Memoiren sind weibliche Confessionen. Rousseau hat viel Briefe und Billets mit dieser Dame gewechselt, die meisten enthalten jedoch nur Complimente und Freundschaftsversicherungen. Frau von Epinay drang in Rousseau, ein kleines Haus zu beziehen, das sie im Wald von Montmorency besaß. Er nahm dies Asyl, „Hermitage" genannt, unter Bedingungen an, blieb aber nicht lange da, sondern verließ es, als er sich mit Frau von Epinay überworfen hatte.

Von der Hermitage aus besuchte Rousseau häufig eine Frau, die eine bedeutende Rolle in seinem Leben spielt, und wol seine tiefste und würdigste Liebe gewesen ist. Ich meine die Gräfin Houdetot. Als ihr Mann sie heirathete, liebte er leidenschaftlich eine Andere, mit der er sich aber nicht verbinden konnte. Diese starb erst 1793, vierzig Jahre nach seiner Verehlichung, in seinen Armen. Auch Frau von Houdetot fühlte nur Achtung gegen ihren Mann. Als seine Geliebte todt war, fühlte er, es sei zu spät, seine Frau zu lieben. Ohne Eifersucht und Unwillen hatte er früher ihre Neigung für einen Andern entstehen sehen, und ihr nichts in den Weg gelegt, denn er fühlte wol, daß er kein Recht auf ihre Liebe und Treue hatte. Eine Freundin der Houdetot, die Marschallin Auberre, bemerkte ihre beginnende Neigung für Saint Lambert, und machte ihr Vorstellungen darüber. Frau von Houdetot änderte aber nichts in der Sache selbst, sondern war nur vorsichtiger. Als endlich die Marschallin auch den Grafen darauf aufmerksam machte, antwortete dieser: „Ich bin nicht berechtigt, von Frau von Houdetot mehr als Anstand in ihrem Betragen zu fordern." Der Graf, seine Frau und Saint Lambert erreichten alle drei ein sehr hohes Alter. Der Liebhaber war immer voll Launen und lächerlicher Eifersucht, schalt und zankte bei jeder Gelegenheit; der Graf hingegen war voll Artigkeit und Aufmerksamkeit gegen seine Frau, und wer ihr Benehmen gegen Beide sah, hätte

leicht den Liebhaber für den Ehemann und den Ehemann für den Liebhaber nehmen können. Frau von Houdetot hatte selbst Geist und Talente genug, um einen Namen zu haben, auch ohne Jean Jaques' Leidenschaft für sie. Diese Liebe begann 1757. Im Sommer dieses Jahres sah man sich oft, denn zwischen Eaubonne und der Hermitage war ein lebhafter Verkehr. Es dauerte aber nicht lange. Rousseau überwarf sich in diesem Jahre mit Madame Epinay und verließ Knall und Fall die Hermitage. Seit dieser Zeit sah er auch Frau von Houdetot nur noch ein- oder zweimal. Seine Liebe zu ihr war von ganz sonderbarer Art. Gewöhnlich verschönert die Liebe; dies war aber bei Jean Jaques nicht der Fall; er schildert seine Geliebte ganz, wie sie war, in geistiger Beziehung eher zu ihrem Nachtheil und nicht ganz gerecht. „Ihr Gesicht", sagt er in den Confessionen, „war blatternarbig und sie hatte keine feine Haut; sie war kurzsichtig und ihre Augen waren etwas zu rund." So spricht man gewöhnlich nicht von einer Geliebten, an der man leidenschaftlich hängt. So viel ist gewiß, er liebte Sophien nicht wegen ihrer Schönheit. Da, wo er von ihrem Geist spricht, bleibt er offenbar unter der Wahrheit und läßt nur den Eigenschaften ihres Herzens Gerechtigkeit widerfahren. „Sie hatte", — weiter sagt er nichts — „viel natürlichen und angenehmen Verstand. Sie war voll Witz, den sie jedoch nicht suchte, und der zu Zeiten wider ihren Willen kam."

Das Ende dieser Galerie macht die Frau, die zwar bis zu Rousseau's lezten Augenblicken neben ihm steht, aber seit sie ihm Haus hielt, den traurigsten Einfluß auf sein ganzes Leben und Sein geübt hat: Therese le Vasseur. Sie war 1721 in Lyon geboren und starb im Juli 1801 in Plessis-Belleville, einem Dorfe in der Gegend von Paris. Als Jean Jaques starb, war sie sieben und fünfzig Jahre alt. Eschern̈y, dem wir so viele interessante Notizen über Rousseau verdanken, versichert, er habe diese Therese betteln sehen, nachdem sie den Erlös von einigen Handschriften Jean Jaques, der ihr durch Girardin und Peyron zugestellt worden war, durchgebracht hatte. Sie war nahe daran, einige Jahre nach Rousseau's Tod den Stallknecht Girardin's zu heirathen, wenn dieser Liebhaber ihres Geldes nicht bei Zeiten gemerkt hätte, daß sie nichts mehr besitze. Gegen das Ende ihres Lebens betrank sie sich täglich in Branntwein, und es ist mir erzählt worden, daß Jemand, voll Begeisterung und Verehrung für den Verfasser des Emile, sich die Gattin des unsterblichen Schriftstellers auch als eine interessante, hochgeachtete Matrone gedacht und, um sie zu sehen, 1799 eigends eine Reise nach Plessis-Belleville unternommen, sie dort aufgesucht, aber — ganz betrunken gefunden habe. Einige Jahre darauf lebte im Hotel Bullion noch eine alte Frau, die 1777 bei Rousseau, in der Rue Platriere Aufwärterin gewesen war. Der gute Rousseau gab ihr einmal ein altes Kleid,

das Therese nicht mehr trug, rieth ihr aber doch, diese nichts davon merken zu lassen, und das Kleid nicht anzuziehen, wenn sie zu ihm komme. Sie vergaß aber diese Warnung und mußte es schwer büßen. Denn kaum hatte die le Vasseur ihr altes Kleid erkannt, so fiel sie über die arme Frau her, schlug sie mit Fäusten und riß es ihr stückweise vom Leibe. Rousseau hatte sich nie bei andern über diese Megäre beklagt, wohl aber in einigen an sie geschriebenen Briefen. Wenn er unter andern nie die Wahrheit über sie sagte, so geschah es, weil er sich schämte, sie zu gestehen. Alle, die Jean Jaques näher kennen, waren überzeugt, daß dies Weib fast an allem Unglücke Schuld war, das ihn betraf, daß seine unbegreifliche Anhänglichkeit an sie ihn mehrmals hinderte, seinem Leben eine unabhängige und ehrenvolle Wendung zu geben; daß alle Bitterkeit seiner lezten Lebensjahre von ihr kam, desgleichen seine üble Laune und sein Mißtrauen, das sie trefflich zu veranlassen und zu unterhalten wußte, weil sie ihn von allen seinen Freunden entfernen wollte, um ihn nach Belieben gängeln zu können. So ist es auch sehr wahrscheinlich, daß sie seinen Tod herbeigeführt hat, als er ihren vertrauten Umgang mit einem Stallknecht sah, dadurch sein Selbstgefühl aufs schmerzlichste gekränkt, und sich überdies für seine noch übrigen Tage allein und verlassen fühlte. Sie war seine größte Feindin, denn sie ließ ihn nirgends Ruhe finden. Dies wird begreiflich, wenn man weiß, daß er ein gränzen-

loses Zutrauen in sie sezte. Der Grund desselben macht jedoch dem Menschenkenner Rousseau wenig Ehre; er meinte nämlich, ein geistig so beschränktes Wesen, wie Therese, könne nicht betrügen. Dies war der größte, theuer bezahlte Mißgriff seines Lebens. Sie mußte freilich entsetzlich und unbeschreiblich beschränkt sein, weil sie in dem dreißigjährigen genauen Umgang mit Jean Jaques nicht die geringste Bildung annahm. Er glaubte, sie sei unfähig, ihn zu hintergehen, damit aber hinterging er sich selbst. Die lange Gewohnheit machte ihm das Drückende und Beschämende dieses Verhältnisses erträglich. Wer begreift aber den mächtigen Einfluß, den dieses beschränkte Geschöpf auf den geistreichen Mann hatte? Überall, wo man ihm Freundschaft und Gastlichkeit erwies, ohne sie besonders zu berücksichtigen, gelang es ihr, ihn mit seinen Freunden zu entzweien. Dies war in Motiers, Trie, in Manquin, in England wie in Frankreich der Fall.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob Rousseau wirklich mit ihr verheirathet gewesen sei. Der Graf Escherny, der doch mit Jean Jaques auf sehr vertrautem Fuß lebte, sagt: Ich weiß genau, daß er weder bürgerlich noch religiös mit ihr verheirathet gewesen ist; er hat sie blos beim Aufstehen vom Tisch und vor zwei Gästen „seine Frau" genannt. Rousseau selbst bestätigt dies und gibt nur dieser Äusserung vor Zeugen größere Wichtigkeit: „Diese eheliche und heilige Verbindung ist in ihrer ganzen Naturwahrheit in Ge-

genwart von zwei verdienstvollen Ehrenmännern geschlossen worden." — Diese Zeugen waren Champagneux, Maire von Bourgoin, und Rosieres, ein Artillerie-Offizier. Du Peyron schrieb bald nach dieser Heirath an Rousseau und nannte ihn bei diesem Namen, weil er voraussezte, daß er nun den angenommenen — Renou — abgelegt habe. Darauf antwortete ihm aber Jean Jaques: „Ich begreife durchaus nicht, warum Sie glauben, daß ich meiner Heirath wegen meinen bisherigen Namen nicht mehr führe; die Namen verheirathen sich ja nicht, sondern die Menschen." Rousseau verheirathete sich also nicht unter seinem wahren Namen mit Therese und kam auch keiner der gesetzlichen und herkömmlichen Förmlichkeiten nach; aber er hielt sich nach seinen Ideen für vollständig und gesetzlich verheirathet, und dies entscheidet hier. Erst in den lezten Monaten seines Lebens überzeugte sich Jean Jaques von Theresens gänzlicher Verworfenheit, und dies trug wesentlich zu seinem Tode bei. Sie hatte wahrscheinlich schon länger mit dem Stallknechte Girardin's in Ermenonville ein genaues Verhältniß; darum betrieb sie Rousseau's Abreise von Paris mit so großer Eile, und darum widersezte sie sich seinem Wunsche, Ermenonville wieder zu verlassen, mit so großem Eifer. — Um Unterstützung zu erlangen, wandte sie sich zuerst an Mirabeau, der ihr am 12. Mai 1790 antwortete: „Mit heiliger Achtung habe ich am Schlusse Ihres Briefes den Namen des großen Mannes gelesen,

der Frankreich zuerst die Kenntniß der Freiheit gegeben hat, die es jezt erhob, Jean Jaques' Wittwe hat großes Recht, Dankbarkeit von dieser Freiheit zu verlangen. Es ist mir sehr peinlich, zu vernehmen, daß Sie in keiner guten Lage sind. Ich verehre aber das Andenken Rousseau's, dessen Namen Sie tragen, zu sehr, um Ihnen selbst die huldigende Gabe anzubieten, welche Ihnen die Nation schuldig ist. Reichen Sie also bei der Nationalversammlung eine Schrift ein. Die Repräsentanten des französischen Volkes haben allein das Recht, die Witwe des Mannes anständig zu versorgen, den sie so gern in ihrer Mitte sähen. Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu sein u. s. w.

Graf Mirabeau."

Es wurde Theresen hierauf eine Pension von 1200 und später von 1500 Franken ausgesezt, die aber, da sie in Assignaten bezahlt wurde, bald so viel wie nichts betrug.

4. Schloß Chillon.

Als ich in dunk'len Kerker stieg,
Wo rings die sieben Pfeiler starren,
Wie, wenn sie noch der Brüder harren,
Nichts wissend von der Freiheit Sieg; —
Als ich die Eisenringe sah,
Verrostet an den dumpfen Wänden,
D'ran sie an Füßen und an Händen
Gefesselt saßen, fern und nah —
So nah, daß ihrer Stimme Hauch
Konnt' warm des Nächsten Wange streichen;
Zu fern, um sich die Hand zu reichen,
Und wär's die Fingerspitze auch; —
Als furchtsam ich mit scheuem Gang,
Daß ich des frommen Brauchs nicht fehle,
Den Ort vermied, wo ihre Seele
Die schwere Erdenfessel sprang,
Und wo des Körpers morsch Gebein
Im Sarg des Kerkers ward bestattet,
Daß es von Grabesnacht umschattet
Selbst todt nicht kam zum Himmelsschein; —
Als ich zum engen Fenster trat,
Wodurch der Sonne Strahl gedrungen,
Der Vogel Frieden Dir gesungen,
Da Du gebunden, todesmatt,

Hülflos die Brüder sterben sahst,
Und abgetrennt von allen Lieben
Allein im Leben bist geblieben,
Des dürren Baumes lezter Ast; —
Als ich des Seees Wogensturm
Sich an des Schlosses Felsgestellen
So heut', wie damals hört' zerschellen,
Und von dem schwindelnd hohen Thurm
Sich in der Abendsonne Gluthen
Die Eisesspitzen sah verbluten; —
Als mir vor dem entzückten Blick
Hier in der Schöpfung Siegesprangen
Der Dichtung Seele aufgegangen —
Da dacht' ich an die Zeit zurück,
Wo Du, der Musen liebster Sohn,
Auf dieser Berge lichten Höhen
Den freien Genius lies't ergehen
Und saßest auf der Dichtkunst Thron.
Ein heller Geist, ein kräft'ger Held
Zerdrücktest Du die schweren Ketten,
Du wußtest Dich vom Tod zu retten
Und trugst im Herzen Deine Welt.
Die Freiheit blieb Dein höchstes Gut,
Es rauscht durch jedes Deiner Lieder
Ihr feuerstrahlendes Gefieder,
Das lezte Opfer war Dein Blut.
D'rum laß auch Albion vergeh'n
Laß seine stolzen Schiffe splittern,
Bis vor dem Geist wir nicht erzittern,
Wird Byron's Name fortbesteh'n.

XXIV.

Ein Wasserfall unter der Erde.

Wenn man den Ort Carrouge, in wenig Jahren eine Vorstadt Genf's, im Rücken hat, so gleitet neben dem Weg zwischen blumigen Ufern die geläuterte Rhone so sorglos leichtsinnig hin, als wüßte sie gar nicht, in welchen Höllenrachen sie nach wenig Stunden zu stürzen hat, bevor sie zu den Liebeshöfen und den girrenden Amadis von König Rene's Land die Wellen trägt. Die Berge pressen das Thal eng zusammen, und ehe man's sich versieht, drohen die Kanonen des Fort „l'Ecluse" entgegen.

„Messieurs, vos passeports" und „n'avez vous rien a declarer?" das sind die ersten Empfangsworte an der französischen Grenze, die mit aller Gendarmerie- und Zöllner-Brutalität gesprochen werden. Gesittung und Barbarei streifen auf schmaler Scheide an einander. Glauben möchte man, statt zwei Stunden hundert von Genf entfernt zu seyn. Die Douaniers rissen mit einer Indiskretion sonder Gleichen jedes Kleidungs- und Wäschestück herum und waren eben darüber, in meiner

Brieftasche, die zufällig im Koffer lag, herumzuspüren, als ich sie mit einem derben Stoß ihrem Vorwitz entzog. Beim Paßvisiren fingen die geografischen Schnitzer an, worin man es in Frankreich weit gebracht hat. Der Paß war, wie recht und billig, deutsch abgefaßt und daher für die ganze Grenzbehörde, wovon nur ein einziger Beamter lesen konnte, ein wahres Räthsel. Er zerrte an dem Papiere hin und her, schob es zur Rechten und zur Linken, fühlte mit dem Finger, hielt es gegen die Sonne, und als am Ende jede Probe ihm versagte, gab er es mir mit dummstolzer Miene zurück und sagte: „Monsieur, je ne peux pas connaitre, de quel pays vous venez, mais je vois des signatures francaises, cela suffit, vous serez un honnete homme."

„Dummkopf" erwiederte ich ihm und stieg in den Wagen.

Fort „l'Ecluse" hängt wie ein Schwalbennest in den Felsen, originell und pittoresk. Als äusserster Grenzpunkt hat es große Wichtigkeit, mit geringer Mannschaft ist der enge Paß zu halten, über dessen Breite das Feuer der Zitadelle dominirt. Wol zwanzig Trikolores flaggten auf den Dächern der Bastionen, daß es aussah, wie eine Dekoration im Theater. „Der gallische Hahn kräht, aber er schlägt sich nicht", wie es in der Satyre heißt, welche vergangenes Jahr auf der Londoner Bühne gespielt wurde.

Zu den unklugen Streichen, welche die französische Politik seit der Julirevolution machte, gehört ihr Be-

nehmen gegen die Schweiz in der Konseil'schen Sache und später bei Gelegenheit der Ausweisung Ludwig Napoleons. Die diplomatischen Rodomontaden und militärischen Don Quichottiaden gegen die kleine Republik waren der sogenannten „großen Nation" auf's Höchste unwürdig. Was sollte es heißen, daß sich General Aymard im Oktober 1838 mit 20,000 Mann vor den Genfer Kanton aufstellte mit der Miene eines Eisenfressers, der Land und Stadt zum Morgenbrod verschlingen wollte. Er hätte nur den Angriff versuchen mögen, um mit blutiger Stirne abzuziehen. In Genf war man trefflich gerüstet und was noch mehr, gegen Frankreich bis zur Leidenschaft erbittert. Waadt wäre nicht zurückgeblieben, und in Bern und Freiburg standen die Kontingente bereits marschfertig. So leicht ist die Schweiz nun nicht zu zwingen. Droht Gefahr von Aussen, dann steht Haß und Feindschaft im Innern still, und ein Sinn, ein Wille, ein Herz belebt die Getrennten. Nochmals gesagt, Frankreich hat unklug gehandelt, da es das Recht des Stärkeren benuzte und sich den ältesten Bundesgenossen vielleicht auf alle Zeiten abspenstig machte. Der Name eines Franzosen gilt gegenwärtig in der Schweiz, besonders in Waadt und Genf, für die schlechteste Empfehlung.

Das Städtchen Nantua, über dessen Namen die Etymologen viel streiten, liegt in einem Gebirgswinkel des Jura und ist so ziemlich der halbe Weg zwischen Genf und Lyon. Die Stadt muß dem Ansehen nach

uralt seyn, das Mauerwerk der Erdgeschosse mancher Häuser erinnert an römische Bauart. Und sicherlich war dieser Ort schon im Alterthum der Verbindungspunkt für die Heerstraße zwischen Gallien und Italia cisalpina, auf welcher Hannibal den Zug über die Alpen begann und Cäsar mit seinen Legionen herbeikam. Auf einer Anhöhe ruhen die Trümmer eines Kastrums, jener römischen Trutzburgen, die der freie Germane in Stücken brach.

Ich darf mich loben, der einzige der ganzen Reisegesellschaft gewesen zu seyn, welcher wußte, was für ein merkwürdiges Naturschauspiel in dieser Gegend zu sehen war. Viel will das freilich nicht sagen, denn vier englische Stockfische oder wie sie der oft derbe Winkelmann nennt, Steinkohlenseelen aus Bengelland, kümmerten sich, seit sie den Montblank gesehen, nicht eher um die Aussenwelt, als bis sie nach Avignon kamen, wo sie aus der Quelle in Vaukluse sich Lebenslust trinken wollten. Es ist wahr, diese Engländer machen Geschäfte zu einem Genuß und den Genuß zu einem Geschäfte, und Viele bringen ihr Leben mit einer beständigen Langweilerei zu. Meine Begleiter waren Londoner Dandys, die eben von der Saison kamen und bis zur Foxhunter-Zeit auf dem Kontinent herumlungern wollten. Diese Gattung ist die widerlichste Staffage der englischen Gesellschaft. Der höchste Triumf eines solchen Menschen bleibt, mit den hölzernsten Manieren ungestraft so ungeschliffen als möglich aufzutreten, selbst

die Höflichkeit so einzurichten, daß sie der Beleidigung nahe liegt, worin er besonders einen eignen Ruhm sucht. Statt nobler Aisance sich jeder Schranke der Schicklichkeit entledigen zu dürfen, das Verhältniß mit den Frauen dahin umzukehren, daß diese als der angreifende und er nur als der duldende Theil erscheint, seine besten Bekannten, sobald sie ihm nicht durch die Fashion imponiren, gelegentlich so zu behandeln, als kenne er sie nicht mehr, den unsäglich faden Jargon und die Affektation seines „set" gut inne zu haben und stets zu wissen, was „the thing" ist, das ungefähr macht den jungen „Löwen" in der Modewelt. Hat er noch dazu eine besonders hübsche Maitresse und ist es ihm nebenbei gelungen, irgend eine Thörin zu verführen, so erhält seine Reputation noch höhern Nimbus. Verschwendet er viel Geld und ist er jung, so kann es ihm nicht fehlen, wenigstens eine vorübergehende Rolle zu spielen und er besizt jedenfalls in vollem Maaße alle Ingredienzen für einen Richelieu unserer Zeit. Daß seine Unterhaltung in den trivialsten Lokalspässen und Medisancen besteht, die er einer Frau in großer Gesellschaft in's Ohr raunt, ohne darauf zu achten, daß noch Jemand ausser ihr und ihm im Zimmer ist, daß er mit Männern nur vom Spiel und Sport sprechen kann, daß er ausser der Routine einiger Modefrasen, die der leichteste Kopf gewöhnlich sich am besten merkt, höchst unwissend ist, daß seine linkische Turnüre nur die Nonchalance des Bauernburschen erreicht, der sich

auf die Ofenbank hinstreckt, und seine Grazie viele Ähnlichkeit mit der eines Bären hat, der im Ausland Tanzen gelernt — Alles das raubt ihm keinen Stein aus seiner Krone. So ohne alle Originalität und ohne eigene Gedanken, ist er eigentlich jener Tonfigur im Galgenmännchen zu vergleichen, die eine Weile mit allen menschlichen Eigenschaften täuscht, aber plötzlich in Koth zusammenfällt, sobald man entdeckt, daß sie keine Seele hat.

Ich mußte mich einmal aussprechen und darf es, da ich die Porträts aus dem Umgang kenne. Bleiben ihre Besitzer nur in dem Old-England, so möchten sie ihr Hausrecht in Anspruch nehmen, aber uns damit zu belästigen, ist des Geldes nicht werth, womit sie es zu verkaufen glauben. Ein Engländer kann seine Freude, seinen Ärger, seine Theilnahme, kurze jede Empfindung nicht besser ausdrücken, als wenn er Geld gibt. Mit Geld thut er jede Verbindlichkeit ab, er wäre gar kein Mensch, wenn er plötzlich ohne Geld wäre.

Als unser Wagen auf die Höhe von Bellegarde kam, sah ich den Fluß, der neben uns herlief, auf einmal in einer steilen Felsenwand verschwinden, welche senkrecht vor uns, wie ein Damm, das Thal schloß. Wir sprechen so viel von den Gewalten des Aniosturzes in die Neptunsgrotte von Tivoli und des Rheinfalles bei Schaffhausen, und doch hat die Rhone einen ungleich größeren Kampf gestritten, daß sie sich mitten durch eine meilenlange Felsenwand ihren Weg grub

und durch das dunkle Erdgefängniß, dessen Gitter sie zerbricht, der Umarmung des Meergottes zueilt. „La perte du Rhone" nennen die Landes-Einwohner diesen originellen Wasserfall und sie achten ihn so gering, daß sie nicht einmal Wege dazu und Promenaden über die Felsen und Höhlen anlegen. Ich glaube, die Leute bilden sich ein, weil die Schweiz so nahe sei, könne die reisende Welt dem Rhonefall keinen Geschmack abgewinnen.

Und es ist wirklich so. Hundert Menschen wandern nach Schaffhausen, Meiringen und Lauterbrunnen, ehe Einer Bellegarde mit seiner diabolischen Katarakte heimsucht, die merkwürdiger ist, als der Rheinfall, der Reichenbach und der Staubbach.

Der Wagen hält zwei Stunden in Bellegarde und da der Gasthof ganz nahe bei diesem Wassertunnel liegt, so hat man volle Muße, ihn aufmerksam in Augenschein zu nehmen. Die zahmen Löwen von Hanovre Square gingen aus Langeweile mit.

Wegen des vielen in der Schweiz geschmolzenen Schnees war die Rhone so angeschwollen, daß wir das Verlieren derselben in ihren Schlund kaum bemerkten. Die Wassermasse, die sich oberhalb schon in die Felsen drängt, schoß mit großer Gewalt in die Mündung, und was nicht hineinging, über dieselbe weg in's Felsenbett, worüber wir standen. Dort bildet sie einen Fall von etwa 40 Fuß Höhe und wird so in die Enge getrieben, daß der Strudel wol 30 Fuß tief strömt

und sich wie ein Trichter schäumend herabstürzt. Es ist dieser Trichter merkwürdigerweise die Stelle, wo zugleich das oben in die Erde gelaufene Wasser hervorströmt und sein Bett wieder einnimmt. Man soll bei kleinem Wasser ohne Gefahr dazu herabsteigen können.

Gegenstände, die man in den Strudel wirft, werden augenblicklich verschlungen und kommen nach Verlauf weniger Minuten in der Tiefe der Felsenschlucht wieder zum Vorschein. Nur Mittags dringen die Stralen der Sonne in die Grotte und dann sieht man über ihr silberstaubige Regenbogen nnd Wasserkrystallsplitter. Das Getöse der Charybdis gleicht einem fernen dumpfen Donner, man hört es auf der Höhe von Bellegarde.

Der Postmeister dieses Ortes, bei dem man gut tafelt, ist so glücklich, noch einen Wasserfall von Bedeutung als Privat-Eigenthum zu besitzen. Bevor seine Gäste speisen, macht er sich das Vergnügen, als Zizerone die Gesellschaft durch seinen Garten an einen starken Bach zu führen, der, von nahen Felsenbogen herabrauschend, an der Grenze des Territoriums eine imposante Kaskade bildet. „Dieser schöne Wasserfall", sagt er, „ist eine Erfindung von mir. Seit ich Posthalter bin, habe ich Alles angewendet, meine Gäste zu befriedigen."

Ich bemerkte, daß der Wasserfall ihm das Aufschneiden einiger Braten und Pasteten und obendrein das Dessert ersparte; denn wir waren von der post-

halterlichen Natur kaum zurück in den Saal gekehrt, so ertönte auch der Ruf: „Messieurs, en voiture."

Ein starkes Gewitter stieg am Himmel auf, das sich eben mit einem fürchterlichen Hagel entlud, als wir in Lyon einfuhren. Die Romantik des Nachtstücks zu erhöhen, mußte auf einer der Berghöhen, welche die Stadt umgeben, ein Haus vom Blitz getroffen, in Feuer aufgehen, die Lärmkanone knallen und der schrille Feuerruf das Echo der stillen Straßen wecken.

Blut, Feuer, Jammer, Elend, Tod sind in Lyon noch nie abgeblüht.

XXV.

Lyon.

Wenn das so fortgeht, wird Lyon in Kurzem Frankreichs Venedig sein. Revolte, Blutbad, Feuersbrunst, Hungersnoth, am Ende Wasserflut, und zu all' dem Ende leere arbeitslose Hände, das sind die Lyoneser Erinnerungen eines Jahrzehends.

Als Kind stellte ich mir Lyon nicht anders vor, als daß da alle Leute in Gold, Sammt und Seide herumgingen. Das kam von dem Schelten des Vaters über der Mutter kostbare Kleider her, die mir doch so wol gefielen, wenn ich mich hinter den krachenden Atlas des weiten Faltenwurfs versteckte; das Unartigste übrigens, was ich nur thun konnte, so daß ich stets abgesperrt oder fortgeschickt wurde, wenn sich Mama zur Gesellschaft anzog.

Diese junge Leidenschaft fiel mir jezt an Ort und Stelle lebhaft ein, und ich träumte mich bereits in irgend einem seidenen Verstecke. Kinder-Fantasieen! In Lyon sind die seidenen Gewänder nicht häufiger, als irgendwo, wo Flachs und Hanf gesponnen wird.

Jacquard's Webstühle stehen zu bald zwei Drittheilen verlassen, und während zwei Reiche in prächtigen Carossen über die rue de St. Irenee hinrasseln, folgt ihnen der Fluch von zweihundert Armen, aus deren stieren Augen die Rache des Hungers schaut. Der Lyoner Pöbel ist wol ausgelassen lustig, aber leidenschaftlich politisch, fürchterlich liberal und arm, arm wie kein Pöbel auf Erden. Mir graute des Abends in den alten schwarzen Straßen voll schmaler hoher Häuser, in denen kein Fenster unbeleuchtet und die Laternen des Gaslichts noch gewärtig waren. Alle Augenblicke begegneten mir schmächtige, seufzervolle Figuren, die Geld in der Gosse suchten und auf zehn Schritte nach ihrem Abend-Essen rochen. Und doch sind diese Leute im Durchschnitt ehrlich, brav und gutmütig. Die Klasse, die etwas hat und etwas ist, diese ist die miserabelste.

Man könnte nach solcher Schilderung versucht sein, zu glauben, der Handel und die Manufaktur Lyons lägen in Trümmern — o nein, sie sind noch etwas mehr als unsere Koncurrenten am Rhein, Elberfeld und Krefeld — aber sie fallen zu Trümmer und hängen am lezten Nothhaken. Lyon und die Umgebung waren bis zum Abschlusse des deutschen Zollverbandes das Modenmagazin Europa's für Sammt und Seide, seine Fabriken allein beschäftigten so viel Hände, als alle übrigen im ganzen Frankreich. Der Zollverein schloß ihnen plötzlich Deutschland, indem einestheils er

den Eingang erschwerte und also den Preis erhöhte, anderntheils der einheimischen Manufactur raschen Aufschwung und thätige Unterstützung verlieh. Freilich kauft man in deutschen Städten noch immer preußische Waare für Lyoneser, wie dies in unserem abergläubisch-abgöttischen Deutschland mit den gewöhnlichsten Fabrikaten geschieht, die unter dem Nimbus ausländischer Etikette feilgeboten werden; allein hier, wenn man nach der Spedition über den Rhein fragt, schüttelt Alles traurig den Kopf und sagt: „tempi passati!“ Lyon und St. Etienne sind Frankreichs einzige, der Rede werthe Fabrikstädte, allenfalls Mühlhausen noch, wo deutscher Fleiß zu Haus ist. Beide sind aber nach den größten Verhältnissen berechnet, wo nicht eine Voraussetzung, auf welche gebaut ist, wanken oder stürzen darf. Kredit ist die Seele des Handels. Und dieser stockt, zalreiche Fallimente haben ihn erschüttert.

Doch auch von Innen kam das Uebel. Lyon war seit der Revolution von 1789 mit Paris der Feuerherd des Aufruhrs und für den Süden Frankreichs der Stapelplatz der politischen Explosion. Im Namen der Republik bekämpften sich hier 1793 beide Parteien mit Erbitterung. Die Geschichte weist wenig Beispiele von Städten auf, die gegen ihr Mutterland aufgestanden waren und von ihren eigenen Mitbürgern belagert wurden. Solche blutige Zerreißungen des gesellschaftlichen Körpers waren allein Werke des religiösen Fanatismus. So widerstand Barcelona geraume

Zeit hindurch den Waffen Philipp I., weil es Mönche zu Heerführern hatte.

Lyon hatte damals einen Mann am Regiment, Chalier, der für die Stadt dasselbe war, was Marat für Paris. All' sein Trachten athmete die Lieblings-Grundsätze seines Vorbilds, Plünderung, Gemetzel, Theilung des Eigenthums. Ein Zentral-Klubb von 300 Erz-Jacobinern und 2 von Paris abgeschickte Kommissäre führten bei allen Vorbereitungen zur Erhitzung der Köpfe den Vorsitz. Mit jedem Tage, jeder Stunde kam ein neuer Auftritt des Schreckens, sogar eine allgemeine Ermordung der reichen Kaufleute der Stadt, der obrigkeitlichen Personen, der Adeligen und Geistlichen brachte Chalier in Vorschlag. Da glaubten die Lyoneser in der Größe ihres Unglücks den Aufruf zur Zerbrechung der Fesseln zu vernehmen. Sie sammelten sich rüstig und machten am 27. Mai 1793 einen förmlichen Angriff auf die mit Soldaten und Kanonen umgebene Municipalität. Der Sieg entschied sich für sie. Chalier und seine Genossen wurden hingerichtet. Die Vorfälle zu Paris am 31. Mai und den folgenden Tagen gaben dem Groll der Lyoneser gegen den National-Konvent neue Nahrung und erfüllten auch in den benachbarten Departementen die Gemüter mit solchem Unwillen, daß es jenen leicht wurde, diese für ihr Vorhaben zu gewinnen. Sonach wurde eine Departemental-Volks-Administration gebildet, die Nicht-Anerkennung des Konvents beschlossen und Rüstung

gegen jeden Angriff getroffen. Dieser blieb nicht lange aus. Der Konvent, in seiner Existenz bedroht, befahl, alle disponiblen Streitkräfte zu verwenden, die Empörung niederzuhalten und mit der unmenschlichsten Strenge zu unterdrücken. Der Auftrag fand blutgierige Vollstrecker in Dubois Crance, Couthon, Maignet und Callot d'Herbois. Sechzigtausend Mann belagerten die Stadt, welche kaum den dritten Theil davon zur Wehre stellen konnte. Doch hielt sie sich drei Monate durch. Vielleicht daß es ihr noch länger geglückt, hätte nicht der Wolfahrts-Ausschuß seinen Generalen bei Lebensstrafe befohlen, in kürzester Zeit damit fertig zu werden. „Soll denn", schrieb er, „jene Belagerung ewig dauern? Nehmen Sie mit dem Bajonet, mit der Brandfackel in der Hand die Stadt weg, sofern es sich durch Bombardiren zu sehr in die Länge zieht." Unter diesen Umständen erließen die Generale des Konvents eine mit geheuchelter Mäßigung abgefaßte Proklamation, worin sie zur Übergabe aufforderten. Percy, der heldenmüthige Vertheidiger, sah die Erfolglosigkeit jeden Widerstandes ein. Mit etwa zweitausend Mann, der ganze Besatzungsrest, unter deren schwachen Schutz sich eine dreimal größere Zahl von Bürgern mit Weib und Kindern zu flüchten gedachte, verließ er in der Morgenstunde des 9. October die Stadt nach einer Seite zu, welche der Feind nicht inne hatte. Kaum aber waren sie eine Stunde weit gezogen, so sahen sie sich von dem größten Theile des

republikanischen Heeres überfallen und wurden fast sämmtlich bis auf den lezten Mann niedergehauen. Die Stadt fiel ohne Schwertschlag in die Gewalt der Sieger, welche bald einen wahren Blutacker daraus machten. Ohne Beispiel und Grenzen waren die wahnsinnigen Grausamkeiten, womit sie die Stadt schreckten und verödeten. Alle Jakobiner, welche während der Belagerung aus Furcht sich verborgen gehalten hatten oder eingesperrt gewesen waren, wurden jezt auf die rechtlichen Leute losgelassen. Mit teuflischer Bosheit arbeiteten sie unablässig für das Schaffot. Noch nie war die Menschheit mit größerer Frechheit beleidigt worden. Ein Konvents-Dekret befahl, Lyon fortan nur „befreite Gemeinde" zu nennen. Andere weit strengere Dekrete stellten alle, während der Belagerung in der Stadt gebliebenen Einwohner den Ausgewanderten gleich und belegten sie mit der Todesstrafe. Es ging die Rede, eine neue Bevölkerung nach Lyon zu verpflanzen und die riesenmäßigsten Ideen wälzten sich im Gehirn Couthons und Callot d'Herbois. Das berüchtigte Konvents-Dekret vom 12. Oktober befahl die eigentliche Zerstörung der Stadt, in welcher nur das Armenhaus, die Fabrikgebäude und das Hospital bleiben, alles Andere aber mit der Pflugschaar aufgerissen werden sollte. Lyon's Name solle aus dem Städte-Verzeichniß der Republik verschwinden und auf seinen Ruinen eine Säule errichtet werden mit der Aufschrift: „Lyon führte Krieg mit der Freiheit, Lyon ist nicht

mehr.“ Couthon, der gliederlahme Couthon, befaßte sich mit der Vollziehung. Er ließ sich in die Straßen und auf den Platz Bellecour tragen, in der Hand einen Hammer, mit dem er an die ansehnlichsten Häuser schlug und dabei sprach: „der Schlag des Gesetzes trifft dich.“ Sogleich schritt der wüthende Haufe, den er mit sich führte, zum Werke und in kurzer Zeit stürzte das Haus in Schutt zusammen. Doch glaubte der Wohlfahrts-Ausschuß die Freiheit durch so viele Verwüstungen noch nicht genug gerächt zu haben, er ordnete deswegen Callot d'Herbois nach Lyon ab, um die Rache zu vollenden. Man hatte dazu den rechten Mann gewählt. Callot d'Herbois, welcher den Schimpf nicht vergessen konnte, einst als Schauspieler auf dem Lyoner Theater ausgepfiffen worden zu sein, schwur nun, dem lang verhaltenen Grolle freien Raum zu geben. Bei seiner Ankunft fand er die Gefängnisse insgesammt gefüllt. Er ging daher mit sich zu Rath, ob er, um sie zu entleeren, die Gefangenen in Masse erschießen oder in die Häuser, die man in die Luft sprengen wollte, einsperren oder in langen Reihen, je zwei und zwei, an einander binden und mit Kartätschen auf sie schießen lassen sollte. Er entschied sich für das Lezte. Sechs mit Kartätschen geladene Kanonen wurden von vorn gegen sie gerichtet, zwei mit Kugeln geladen in ihrem Rücken aufgepflanzt. Da Callot und seine Amtsgenossen erwarten mußten, daß die Schüsse nicht alle Verurtheilte tödten, sondern

Mehreren bloß ein Arm, ein Bein oder ein anderer Körpertheil weggerissen würde, so stellten sie seitwärts der Schlachtbank Soldaten auf, welche diejenigen, die das Leben behielten, mit Säbelhieben und Bajonetstichen niedermetzeln mußten. Callot ermordete mit eigener Hand die auserlesensten Schlachtopfer. Fünf Monate hindurch arbeitete die Guillotine zugleich mit den Kartätschen. Ueber sechstausend verloren durch dies Morden das Leben, und die Terroristen feierten Freudenfeste. Bei einem solchen Gelage, welchem Militärpersonen, Administratoren, Munizipalbeamte und Mitglieder der verschiedenen Kommissionen und Ausschüsse beiwohnten, reichte der Gendarmerie-Oberstlieutenant Grandmaison einen Becher mit rothem Wein dar.

„Seht da", rief Callot aus — „seht da das Blut der Könige, laßt uns trinken, Republikaner!"

Der Becher ging im Kreise herum und jeder Gast, indem er von dem Weine trank, glaubte, die Adern der europäischen Regenten auszutrocknen. Um endlich so vielen Abscheulichkeiten die Krone aufzusetzen, verbot Callot jedes Zeichen der Traurigkeit oder des Mitleids, und wendete Alles an, dem weiblichen Geschlechte seine Empfindsamkeit und der Menschheit ihre lezten ohnmächtigen Waffen zu nehmen.

Nachdem die vier Konvents-Kommissäre lang genug mit unmenschlicher Grausamkeit gewütet hatten, schrieben sie: „Unsere Gedanken, unser ganzes Dasein sind auf Ruinen und Gräber geheftet, unter denen wir

selbst begraben zu werden bedroht sind und dennoch empfinden wir geheime Zufriedenheit und daurende Freudengenüsse. Die Natur nimmt ihre Rechte wieder, die Menschheit scheint uns gerächt, das Vaterland getröstet und die Republik gerettet, ruhend auf ihrer wahren Grundlage, auf der Asche ihrer eigentlichen Mörder."

Hat die Republik den Anschlag auf ihre Unverletzlichkeit furchtbar gestraft, so blieb im Verhältnisse zum Miniatur-Gemälde der Juli-Revolution gegen die erste in Riesengröße gemalte, auch die Regierung Ludwig Philipp's nicht zurück, das auffätzige Lyon zum Gehorsam zurückzuführen. Die Apriltage von 1834 waren blutiger, als die Pariser Julitage. Wo schon mit Kanonen gesprochen wird, da werden ernste Thaten d'raus. Es bedarf aber auch nur eines Anblicks dieser Hügel, Berge, Brücken, Flüsse und Gebäude, um einzusehen, daß nicht leicht eine Stadt in der Welt einen bessern Tummelplatz der Insurrektion abgibt, als Lyon, das zum Ueberfluß von einer dürftigen Menschenklasse bis zu den Dächern wimmelt und als zweite Hauptstadt des Landes den politischen Samen aller Sektionen aufnahm. Die Legitimisten, die im ganzen Süden mit der Geistlichkeit eine Hauptrolle spielen und viel stärker und einflußreicher, als die Republikaner sind, sind die Urquelle des ganzen Verfalls, die armen blinden Demokraten nur das Instrument, womit die Partei ihre royalistischen Kastanien aus dem Feuer langen läßt. Die Chouanerie in der Vendée ist für die hochadelichen

Herren viel zu bäuerisch geworden. Die eine Volkspartei hat sich mit ihrem bittersten Feinde, der Aristokratie, durch einen dritten Ring, die Napoleonisten, vermittelt, die Hand gegeben, um, bevor sie sich selbst zerfleischen, erst den herabzutreten, welcher Schuld an diesem Friedensschlusse ist. Deswegen schlagen sich bei jeder Emeute die drei Faktionen verbunden, um, sollten sie gegen den gemeinschaftlichen Feind siegen, auf einander die Waffen zu kehren. Jeder braucht den Andern, doch Keiner mag den Andern. Noch heute sieht man in den Lyoner Straßen die Spuren des hartnäckigen Kampfes, wozu zwei volle Armee-Divisionen verwendet wurden. An der Brücke Lafayette, welche über die Rhone in die Vorstadt les Brotteaux führt, muß das Gefecht am hitzigsten gewesen sein. Die Häuser ringsum sind stark durch die Kugeln mitgenommen. Die sogenannte Croix rousse, wohin sich die Insurgenten nach Aufgeben der Ebene der Thalstadt, wie nach der jenseits der Saone gelegenen hohen Vorstadt St. Irenée und der alten Stadt Fourvièvre zurückzogen, liegt nur wenige Minuten davon und beherrscht die ganze Niederung. Die Regierung, welche jezt die Höhen befestigt hat, kann froh sein, daß dort keine Geschütze standen, worüber das Volk verfügen konnte, sonst wäre des Blutes mehr geflossen und der Sieg lange zweifelhaft geblieben. Man zeigte mir ein Paar hoch und frei gelegene Häuser, worin sich Handwerker und Fabrik-Arbeiter wie in Festungen vertheidigten. Die Kirchen

und Klöster dienten zu gleichem Zwecke und mußten mit Sturm genommen werden. Inzwischen ist keines dieser Monumente zerstört und die schöne gothische Kathedrale St. Jean in der Bergstadt Fourvièvre, ungeachtet des sie heimsuchenden Kugelregens, unverlezt geblieben.

Wenden wir uns ab von den Schlachtfeldern, auf denen die Handelsblüthe Lyons verwelkte. Die Stadt hat nach Marseille die merkwürdigsten Antiken. Lugdunum war bereits eine Stadt, bevor der erste Stein für die Lutetia zugehauen wurde. Nach Sience hatten die Römer in Lyon mehre Tempel, zwei Marktplätze und eine Akademie, worin besonders Rhetorik getrieben wurde. Es war die Vaterstadt des Kaisers Klaudius, dem es auch seinen Titel Colonia Romanorum verdankt und erfreute sich ganz besonders der Gunst Seneka's, auf dessen Zureden Trajan die abgebrannten Straßen mit größerem Glanz aufbauen ließ. Unerreicht steht die römische Baukunst da in ihren Aquadukten, wovon nicht der schlechteste bei Lyon zu sehen. Hoch und majestätisch laufen die Arkaden in der Richtung nach St. Etienne zu und noch heute bedient man sich der Quellen, mit deren Naß der Kaiser Klaudius seine Vaterstadt beschenkte. Sehenswerthe Ruinen dieser vorfränkischen Periode Lyons sind ausserdem ein altes Theater, dessen Überreste sich im Klostergarten der Franziskaner im Quartier St. Just befinden und ein Bad, das jedoch sehr zerfallen nur archäologischen Werth hat.

Die Lage der Stadt und die nahe, wie entfernte Landschaft gehören zu den schönsten, die ich je gesehen. Schon der Charakter der Gegend und der Menschen erinnert an die Pforte des Südens. Die Gebäude, wie in Italien, an und auf die Hügel gebaut, erscheinen nicht mehr mit großen Giebeln und unförmlichen Kaminen, sondern mit platten Dächern, Terrassen, Arkaden. Die Weiber legen die steife, dunkle Tracht ab, und tragen kürzere Mieder und kleine platte Hauben, überhaupt vielfarbige Kleider. Man sieht überall stufenweise erhöhte Dörfchen, die in einem Wald von Reben, Ulmen, Kastanien, Oliven und Mandeln liegen und meist im Hintergrund von waldigen Hügeln gedeckt sind. Endlich sind diese Hügel nicht mehr die goldig grünen des makon'schen Weinlandes, sondern pittoreske Juramassen, welche die heißen Winde Afrikas, wie Borromäos Inseln, mit höherm Farbenreize schmücken. Denke man sich hinzu das rege Fabrik-Leben, die zehn Eisendraht-Brücken, welche die Rhone und Saone, deren Gottheiten sich kurz vor der Stadt umarmen, überspannen, groß, herrlich, kostbar und malerisch, die glänzenden Quais, die ihre Ufer umgürten, die Flut von Palästen, die sich in ihren Wellen schaut, und rings von den Bergen herab ein Panorama, reich am buntesten Wechsel von Thürmen, Kirchen, Mauerzinnen, Bastionen, Villen und Ruinen in magischem Lichte der südlichen Beleuchtung.

Es ist nur eine Stunde von Lyon bis an das

Dorf St. Rambert und die Insel Barbe, aber diese Stunde vergeht in Betrachtung der imposantesten Kunst- und Natur-Schönheiten, wenn man das linke Saoneufer hinaufgeht. Man hat auf dieser Promenade abwechselnd den Berg St. Irenée, den Felsen Pierre Szise und den Mont d'Or im Auge, um deren Fuß sich Gärten und Weinberge winden. Reisende besteigen gewöhnlich den leztern Berg zuerst, um daselbst Grenoble und die Gefilde der Provenze zu übersehen und gehen dann von seinem Kulm herab in Karls des Großen Haus, das das jezt ein Herr Delon bewohnt. Die Sage geht, der Kaiser der Deutschen und Franken habe einst dem Abte des auf der Felsen-Insel Barbe gelegenen Klosters einen Besuch gemacht und den Ort und Aufenthalt so schön gefunden, daß er beschlossen, dort den Überrest seines Lebens in Einsamkeit und Ruhe zuzubringen. Die kaiserlichen Angelegenheiten haben die Realisation dieses Wunsches aber nicht zugelassen und die Lyoner sahen anstatt ihres Monarchen nur seine Bibliothek, von der die Mönche behaupteten, sie enthalte viele seltene Manuscripte. Die Kalvinisten haben sie 1562 mit der Abtei der Insel verbrannt und Nichts von den alten Heiligthümern übrig gelassen, als die Felsen. Doch in diese Felsen flüchtete sich mit Andern der heilige Martin zur Zeit der Christen-Verfolgung und sie vertheidigten und verbargen sich lange und gründeten darob das Kloster.

Man sieht jezt verschiedene Ruinen auf der oberen

Insel, einen Thurm und eine Kirche mit alter Abtei. Wer sie besehen will, frage aber nicht nach den Orten, wo man betet, sondern wo man zecht und spielt und tanzt, nach dem Vauxhall, Mont Joujou und Chermiron, denn sie sind die Erben und Enkel dieser heiligen Orte. Kein Mädchen in Lyon, das nicht weiß, wo Mont Joujou ist. Alljährlich am Pfingstfeiertag halten die Städter eine große Promenade nach dem Eiland und bringen daselbst ihre neuen Kleider und Equipagen zur Schau, wie in Paris in der Charwoche. Sie nennen diesen Pilgerzug daher auch „Longchamps lyonnais.“

Besondere Aufmerksamkeit erregt der bereits erwähnte Pierre Szise, dessen Felsenbollwerke jezt geschleift und uferwärts mit einer Kaserne bebaut sind. Agrippa ließ diesen Felsenberg spalten, als er die Straßen in Gallien anlegte, und deren eine gegen den Rhein, die andere gegen die Pyrenäen, die dritte gegen den Ozean und Marseille führte. Wahrscheinlich ließ er zugleich ein Fort auf die Höhe bauen, die damals der Stadt gegenüber lag, wovon man noch Ruinen mit römischem Mauerwerk sieht. Die Chronik weiß nicht mehr viel davon, als heutzutage jeder Lyoneser, daß nämlich das Schloß des Pierre Szise in früherer Zeit der Sitz der Erzbischöfe und während der Ligue das Asyl der des Royalismus verdächtigen Stadt=Notabeln gewesen. Die Sage geht, es habe sich einer der Patrizier mit einem seidenen Strick die Felsen herabgelassen, den seine Frau

ihm in einer Flasche beigebracht hatte. Später wurde der Herzog von Nemours hier eingesperrt und rettete sich auf ähnliche listige Art, indem er seinen Kammerdiener für sich im Fort ließ. Cinq Mars, der Feind Richelieu's, und Ludwig Sforza, Herzog von Mailand, gehören auch zu den berühmten Gefangenen von Pierre Szise.

Nach all' diesen Berg- und Thal-Fahrten unterließ ich doch nicht, noch einige Kaffeehäuser, das Museum und das Theater zu besuchen. Der Sänger Nourrit von der Pariser Akademie war auf dem Zettel angemeldet und ich sah, daß die Kaufleute und Faullenzer „de bonne societe" in Schaaren der „place de la ville" zuströmten, wo das sogenannte „grand theatre" steht. Dies unterscheidet sich von „les petits theatres", deren zwei sind, „theatre des Celestins" und „du Gymnase", die der Pariser Boulevard-Bühne gleichen. Es ist zugleich Opern- und Schauspiel-Haus und gibt nur große Stücke. Meyerbeer's „Robert der Teufel" ging bis auf das Ballet ganz leidlich. Die Nonnen im Brigittenkloster hatten den gesunden Einfall, Mangels reizender Pas wegen desto mehr körperliche Reize zu entfalten, um den Sohn des Teufels zu verführen. Nicht so der Sänger des Raimbeau, der die Provinzial-Manier hat, Pariser Modelle aufzusuchen. Hier standen sich Original und Konterfei gegenüber, wie Wahrheit und Karrikatur.

Diese Pariser Nachäfferei, welche durch ganz Frank-

reich bis auf das Geringste sich erstreckt, gibt selbst der größten Provinzialstadt jedesmal einen kleinstädtischen Beigeschmack. Lyon mit seinen 160,000 Seelen hat weniger Selbstständigkeit im Urtheil und Geschmack als eine kleine deutsche Residenz. Auch für die ästhetischen Interessen zeigen sich die traurigen Folgen der leidigen Zentralisation. Für das geringste Handwerk bis hinauf zur abstraktesten Wissenschaft ist eben immer Paris die höchste und lezte Instanz. Das Schlimmste ist, daß es nie zurückgibt, was es nimmt, daß es das Mark der Provinzen aussaugt und sie, wo nicht ganz verdorren, doch nur kümmerlich vegetiren läßt. Kunst und Wissenschaft liegen in Lyon, im Verhältniß, daß es die zweite Stadt des Landes ist, ganz darnieder und erst in allerneuester Zeit ist dafür ein Organ thätig geworden, das sich besonders mit der provinziellen Geschichte beschäftigt. Die politischen Blätter, welche noch den meisten Zuspruch haben, sind eigentlich auch nur die Schildknappen des Pariser Goliaths.

Vom öffentlichen Leben habe ich in der Woche meines Aufenthalts wenig in Erfahrung gebracht. In den höhern Ständen bewegt man sich eben wie in der Kapitale, die gebildete Welt will großstädtisch sein und „sans gene.“ Doch muß ich den jungen Leuten nachrühmen, daß sie für Franzosen ziemlich unterrichtet sind, zumal über Deutschland doch so weit erträgliche Ansichten haben, daß sich mit ihnen darüber reden läßt. Wer Frankreich kennt, weiß, wie viel dies sagen will.

Freilich geben die großen Reisen den Lyonesern praktische Gelegenheit, sich über fremde Zustände zu belehren. Man schäzt deutsche Literatur sehr hoch und in den meisten Handelshäusern sprechen der Chef und dessen Söhne unsere Sprache. Es sind viele Deutsche in Lyon und den Seepläzen, wie Marseille, Bordeaux und Havre auf französischen Komptors, und werden ihres Fleißes und Wissens wegen noch mehr gesucht.

Eine sehr interessante Bekanntschaft, der ich die angenehmste Unterhaltung verdanke, war mir Edgar Quinet, damals Professor der Filosofie am Kollege, seit neuester Zeit in Paris. Dieser Mann, der nun eines gesicherten Namens sich erfreut, hat, wie er dankbar gestehen muß und auch thut, die geistige Höhe seiner Bildung in Deutschland erreicht, wo er jahrelangen Aufenthalt machte und zulezt in Heidelberg studirte. Er ist der Mann, der zuerst die Franzosen auf das Feld der spekulativen Filosofie führen und ihnen dabei zeigen konnte, daß deutsche Wissenschaft doch etwas Praktischeres sei, als vertrocknete Stuben-Gelehrsamkeit. Leider scheint Quinet seit kürzester Zeit in falsche Stellungen zu gerathen, und durch politische Schwindelei, wovon er nichts versteht, sein filosofisches Renommée auf das Spiel zu setzen. Ich dächte, er hätte lange genug am Rhein gelebt, um zu wissen, wie weit es noch bis Frankreichs Grenze ist.

XXVI.

Das Land der Troubadoure.

Daß ich dahin gezogen — daran ist das Observatorium des revolutionairen „Croix rouge" in Lyon einzig und allein Schuld. Das Land der Minne, die romantische Provence mit den Granaten, Feigen und Oliven, die Gegend von Avignon, Arles und Marseille, die Küsten des mittelländischen Meeres und die Gebirge von Piemont und Savoyen, welche sich bis vor Grenoble's historisch unsterbliche Thürme erstrecken, dämmerten zu lieblich verführerisch am südlichen Horizonte hinauf, die Rhone, sie wogte mäandrisch durch die Fluren und Rebenhügel von Langued'oc, und dann flog das Dampfschiff den Strom hinan und legte am Quai Lafayette an — ich konnte nicht widerstehen. Dazu war das Wetter ganz herrlich, die Athmosfäre durch Gewitter gekühlt und mein Tischnachbar im Hotel du Nord, ein braver Gentleman mit schöner Tochter, zur selben Fahrt entschlossen.

Den andern Morgen standen wir beisammen auf dem Verdeck der „Stadt Marseille." Ich nahm Veran=

gers's „soirees provencales" zur Hand, zu deren Lectüre sich die freundliche Miß gesellte. Ich habe mit dem weiblichen Old-England meist besseres Glück als mit den Männern und enthalte mich aller Strafpredigt über ihre unerträgliche Langeweile. Trotz ihrer Prüderie ziehe ich die Mädchen den Frauen vor. So eine englische Dame von Stand steht im Ruf Talente zu besitzen, gibt sich überaus reizbar, schreibt Reime in Stammbücher, spöttelt über ihren Gemal und hat gewaltigen „penchant pour les beaux arts et pour les beaux hommes."

Der Vater war aus einer vergessenen Grafschaft Englands und schwerlich wäre ich mit ihm auf der Rhone zusammengetroffen, hätte er nicht vor wenig Monaten seine jüngste Tochter an der Schwindsucht verloren. Bei diesem Namen fiel mir plötzlich die feine durchsichtige Röthe meiner Nachbarin auf, und ich erinnerte mich der Erzählung eines Freundes, der lange in England gelebt hatte. Es gibt da, sagt er, Familien, wo die Schwindsucht erblich ist. Die Mädchen davon sind von so wundervoller Schönheit, daß man sie „Töchter der Feen" nennt. Und in der That, sie scheinen Geister zu sein der gedachten Art, gehüllt in Körper wie aus Blumenfasern. Eine Röthe, weit schöner, als die der jungen Rose, ist wie ein Hauch über ihre Wangen ergossen und im Auge blizt ein Feuer, das verzehren würde, wenn es nicht zugleich etwas von der Flamme des Genies an sich trüge, das

erwärmt, aber nie verbrennt. Diese Mädchen bringen es selten über achtzehn Jahr, aber in diesen achtzehn Frühlingen ist aller Zauber einer Frauenseele zusammengedrängt. Die höchste Sinnenreife bei der größten Gefühlstiefe. Ein ewiges Keimen und Fluten der Kräfte, die, indem sie der Vernichtung entgegenarbeiten, die berauschendsten und köstlichsten Lebensblüten entfalten. Ein mitleidiger Gott entzieht ihnen das langsame Verwelken, das Erstarren, die prosaische Natur des Alters. Ihr ganzes kurzes Frühlingsdasein ist nur eine schöne Illusion. Sie sinken, mit allen bräutlichen Hoffnungen des Lebens geschmückt, in das Grab. Wenn diese Mädchen lieben, und sie lieben fast ihr ganzes Dasein hindurch, so soll diese Liebe das süßeste sein, was ein Herz geben und empfangen kann.

Himmel! dachte ich, wenn dein guter Stern dich mit einer solchen Virtuosin des Herzens zusammengeführt hätte, um im Umgang der zartentschleierten Psyche alle Geheimnisse des höheren Lebensepicurismus kennen zu lernen. Ich ließ den Beranger zu Boden fallen, Miß Mary hob ihn ruhig auf und las für sich darin weiter. Es mochte eine träumerische Stunde vorüber sein, als ich das Buch in meiner Hand fühlte und kaum noch Zeit hatte, ihr „Farewell" zu erwiedern. Bereits stand sie auf der Brücke, in den Kahn hinabzusteigen, welcher an der Station die Passagire ab- und zuführte. „Auf Wiedersehn in Avignon!" rief der Alte aus dem Kahne herauf. Man konnte nichts

mehr verstehen, der Dämpfer rauschte wieder fort. Ich fragte den Kapitän, und dieser antwortete mit Gelächter: „englische Narrethei, dem Glatzkopf fiel es ein, da oben das alte Mauernest zu besteigen, Sordello hat drei Jahre dort zugebracht.

Ich blickte um mich. „Regardez donc ce beau passage." „What a charming situation!" rief es zur Rechten und zur Linken. Es war eine Landschaft, würdig des Gesanges des größten Dichters, des Pinsels des größten Malers. Ich konnte nicht recht genießen, denn meine hectischen Fantasieen wirkten noch zu stark. Ich stieg in die Cajüte hinab. „Plait il, Mademoiselle?" nach der französischen Ueberſetzung des Faust so viel als „mein schönes Fräulein, darf ich?" fragte ich eine junge Lyoneserin, mit zierlichem Fuß, den sie ängstlich auf die erste Stufe der steilen Stiege sezte. Sie machte keine Umstände, wie Gretchen, und nahm herzhaft die angebotene Hand an.

Es war gegen sechs Uhr nach Mittag, als wir Avignon vor uns sahen. Mittelalterlich liegt die Stadt da, auf einem ziemlich hohen Ufer, eine lange Linie von Mauern mit Zinnen und Thürmen und darüber hinwegblickend die Glockenthürme mehrerer Kirchen, die Rhone vorbeifließend, überbaut von einer hölzernen Brücke, die zu der Vorstadt Villeneuve führt.

Der Name Avignon hat einen poetischen Klang. Hier hielt die Liebe einen der dankbarsten Söhne, den standhaftesten Fürredner des schönen, aber unglücklichen

Italiens fest, und entlockte ihm jene Klänge, die jetzt, nachdem beinahe die Erinnerung an die Werke geschwunden ist, denen er den Dichterlorbeer auf dem Kapitol verdankte, im Munde Aller sind und ewig leben werden. Hier beginnt die Provence, immer noch der gerühmteste Theil des „tant doux pays de France", und in Hunderten von Lay's besungen, als Gegenstand der Liebe, der Sehnsucht, des Heimwehes, bei einem Volke, in dessen Nationalcharacter Sentimentalität eben kein hervorstechender Zug ist. Während der Eingeborene das Land unter Thränen mied, wie in der allbekannten hübschen Romanze mit der Refrainstrofe:

„O Vierge Marie
Pour moi priez Dieu —
Adieu, patrie,
Provence, adieu!"

zog der, nur selten und ungern seiner Heimat entsagende Italiener dahin, wo für ihn ein zweites Italien ward:

„Ade, du schöne Schwester;
Ich zieh' nach Avignon."

Die Sprößlinge der vornehmsten Geschlechter Italiens, wie seine Dichter und Künstler, und seine Abenteurer sah man in der Stadt erscheinen, für welche die Päpste il bel paese, ihr Italien, ihnen freilich ein fremd geworden Land, vergessen zu haben schienen. Kolonnas und Orsinis wanderten an den Ufern des Rhodan neben Petrarka und Giotto; Rienzi, anfangs ein Gefangener, kehrte triumfirend von Avignon heim.

Avignon blühte auf, während Rom verödete, während dern Latera, der Christenheit Mutterkirche, in Trümmer lag, während von den großen Werken des Alterthums eines nach dem andern schwand, um zum Bau finsterer Burgen oder ärmlicher Hütten die Steine herzugeben — eine Zeit, wo Alighieri, wäre er auferstanden in diesen Tagen, wo er selbst den achten Bonifaz hätte zurückwünschen mögen, mit doppeltem Rechte dem Fürsten der Kirche zurufen konnte, was er in seiner Klage an den deutschen Albrecht richtete:

„Komm her und sieh, wie deine Roma weint,
Und höre Tag und Nacht die Wittwe stöhnen.“

Liegen auch die Alpen zwischen diesem Lande und Italien, es hat doch Vieles mit ihm im Charakter gemein: Himmel, Sonne, Vegetation, dunkles Antlitz und blitzendes Auge der Bewohner. Dasselbe Nachtrauern über vergangene Größe und geschwundenen Glanz, dieselbe Stille in größtentheils engen Straßen, dieselbe Menge von Kirchen und großen Häusern, denen man es ansieht, daß sie für Zeiten gebaut sind, wo ihre Besitzer mehr Geld und mehr Dienerschaft hatten, als jezt, dieselben Erinnerungen an das Mittelalter; kurz, vielfältige Übereinstimmung mit Städten zweiten Ranges in Italien, die einst volkreich, lebensfrisch, wolhabend, mächtig waren, und jezt lautlos und oft kümmerlich zehren an dem, was Zeit und Umwälzung übrig gelassen von ihrem alten Glanz und Reichthum. Niemand wird Avignon eine schöne Stadt nennen, und

wenn man nicht bedächte, daß bald fünf Jahrhunderte vorüber sind, seit die Weltherrschaft der Päpste zu ihrem alten Sitz zurückkehrte, so könnte man sich darüber wundern, daß so wenig Spuren ihrer schöneren Tage zurückgeblieben. Die Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts machen ein großes Aufheben von dem Glanz und der Pracht der Stadt, wo ein an Luxus und Lebensgenüsse gewöhnter, von Personen aus den vornehmsten Familien Frankreichs und Italiens gebildeter Hof herrschte, wo besonders seit der Regierung des prachtliebenden Clemens VI. (Pierre Roger) die Cardinäle Häuser und Thürme bauten, wo die Könige von Neapel und Majorka, und der Dauphin des Viennois Paläste hatten. Freilich — das sei hier nebenbei gesagt — man darf unsere Begriffe von Pracht, namentlich im Privatleben, nicht an das vierzehnte Jahrhundert legen. —

In Hinsicht der Architektur ist Avignon auf keine Weise ausgezeichnet. Mit nicht zalreichen Ausnahmen, wozu u. A. der Palast der Familie Crillon gehört, sind die Wohnungen im Ganzen unansehnlich. Der alte päpstliche Palast, an einen geräumigen Platz stoßend, ist eine große, unregelmäßige, schwerfällige Burg des Mittelalters. Man würde es diesem Gebäude, wo Giotto und Memmi malten, nicht ansehen, daß hier verweichlichte und genußsüchtige Päpste, die Schmach der in Frankreichs Ketten liegenden Kirche und das Elend Roms im Sinnenrausch vergessend,

einen Hof hielten, dem Petrarka mehr denn ein Anathem in Prosa und Versen nachdonnerte, der dem lustigen Treiben einer provencalischen „Cour d'amour" ähnlicher sah, als dem morosen Leben im Vatican seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts.

Von architectonischer Einheit ist jezt keine Rede mehr, und wenn auch der ernste, an Schmuck nicht denkende, Festigkeit mehr denn alles Übrige schätzende und bezweckende Charakter der Baukunst jener Zeit nicht verschwunden ist, und das Gebäude, namentlich von der Stromseite, noch immer imponirt, so haben doch Jahrhunderte in ihrem Verlaufe nicht wenig beigetragen, den Palast zu verunstalten; und wo lange der päpstliche Vicelegat wohnte, dessen feierlichen Aufzug in massiven Karrossen, mit Läufern und Hellebardieren, alte Bilder vorweisen, findet sich jezt ein Zuchthaus eingerichtet.

Die Domkirche, Notre Dame, ist von gothischer Konstruktion, aber ohne Regelmäßigkeit und ohne jene zum Himmel emporringende Kühnheit, welche so viele schöne Kirchen dieses Stils in Frankreich und Belgien charakterisirt. Das Innere derselben ist in späteren Zeiten größtentheils umgeschaffen worden. Die Rundbogen, welche die Schiffe tragen, sind unverhältnißmäßig breit und gedrückt, zum Nachtheil der Perspective. Die Bilder, so viel ich deren sah, sind sämmtlich unbedeutend. Aber hier sind noch Erinnerungen an die Zeiten der alten Herrscher, meistens leider wäh-

rend der Revolutionstage geschändet und halb zerstört. So sieht man nun die Reste der Statue Johanna's von Anjou, welche dem päpstlichen Stuhl den Comtat verkaufte, und der Bildsäule Papst Clemens VI. Noch ziemlich erhalten sind die Monumente der Päpste Johann XXII. (Esse aus Cahors) und Benedict XII. (Fournier aus Soverdun), die von 1316 bis 1342 regierten, das erstere ein reicher gothischer Bau mit Spitzthürmchen und Bogen und Schnörkeln. Es ist nicht genug vorhanden, um ein lebensvolles Bild der päpstlichen Zeit zurückzuzaubern, wie die Fantasie es wol aus Petrarka's Briefen herstellen mag, aber hinlänglich, um erkennen zu lassen, wie der revolutionäre Vandalismus, welchem Geschichte wie Kunst a priori Gräuel sind, auch hier seine Berserkerwuth ausgelassen hat und doch nicht Alles vernichten konnte.

Unter den neueren Denkmalen ist nur eines zu bemerken, nicht seines artistischen Werthes, denn es ist höchst geschmacklos, sondern des Namens wegen, der auf der Marmorplatte steht. Es ist das des tapfern Crillon. Die unter den Trofäen des Basreliefs stehende Inschrift heißt: „Crillon, nommé brave autrefois par les braves eux-mêmes. Henri IV. l'aima, les pauvres le pleurèrent.“ Louis Breton des Balbes de Crillon starb zu Avignon im Jahre 1615. Als ich mich erkundigte, ob noch Sprößlinge der Familie des Braven in der Stadt wohnten, erhielt ich zur Antwort: „Oui, Monsieur, il en reste encore un bossu.“

XXVII.

Franz Petrarka.

Noch blühte das Geschlecht der Petrarkas in Florenz, als die unseligen Streitigkeiten der Gibellinen und Welfen Unheil die Fülle über Italiens heitern Himmel verbreiteten. Bald siegten die Leztern, und die Gibellinen flohen, beraubt ihrer hinterlassenen Habe, aus ihrer heimatlichen Gegend. Unter den Flüchtlingen befand sich auch ein Petrarka von Florenz, und suchte in Arezzo eine Zufluchtsstätte. Dort ward ihm den 20. Juli 1304 von Brigitte von Canigiani ein Sohn geboren. Unter namenlosen Wehen der zärtlichen Mutter, verzweifelnd an seinem Gedeihen, erblickte er das Licht der Welt. Man nannte ihn Franz, und des Wollautes wegen in der Folge Petrarka. Kaum der ersten Gefahr entronnen, bedrohte ihn schon nach wenigen Monaten wieder eine zweite. Da der Vater in Arezzo keine bleibende Stätte fand, so ging er nach Pisa. Der Diener, der den Kleinen, nur in ein Betttuch gehüllt, welches an einem Baumast befestigt war, über die Schulter trug, stürzte während ihres Umher-

pilgerns mit der theuren Bürde in einen Fluß, und nur mit vieler Anstrengung entgingen beide der drohenden Gefahr.

Petrarka's Mutter kehrte zwar bald mit dem Knaben nach ihrem väterlichen Stammorte zurück; allein ihr Gatte konnte, ungeachtet alles Strebens, seine Zurückberufung nicht bewirken. Er rief daher nach einiger Zeit auch Weib und Kind wieder zu sich in seinen Verbannungsort. Binnen dieser Zeit waren sieben volle Jahre verflossen. Wiederholt versuchte der Vater alles Mögliche, um seine Rückkehr möglich zu machen; allein vergebens. Er ging daher nach zwei Jahren nach Avignon, wo sich eben der römische Hof versammelt hatte. Das Schiff scheiterte, welches sie dahin bringen sollte, und mit äusserster Mühe nur entging hier Petrarka zum dritten Male dem schon so nahen Tode. Die ungeheure Menge Menschen, welche sich damals an diesem Orte zusammengehäuft hatte, führte bald die Nothwendigkeit herbei, Frauen und Kinder in die nächsten Umgebungen zu verweisen. Auch der junge Petrarka mußte auswandern, und ging mit seiner Mutter nach Carpentras. Dort studirte er Grammatik, Rhetorik und Dialektik. Von hier begab er sich nach Montpellier, wo er sich auf das Studium der Rechte legte, und bald darauf nach Bononien, wo er das Rechtsstudium vollendete.

Indeß raffte die Pest seine Eltern in Avignon hinweg. Der zwei und zwanzigjährige Jüngling kehrte

nun wieder dahin zurück, voll Widerwillen gegen das Studium der Rechte, da er allenthalben das Unrecht die Oberhand behaupten sah, ohne daß die der Rechte Kundigen demselben wirksam zu steuern vermochten. Hatte er doch die Erfahrung an sich selbst gemacht; denn zwei Schriften von Cicero waren Alles, was ihm die gewaltige Habsucht von dem elterlichen Erbe übrig ließ.

Neuerdings griff jezt hier eine verheerende Seuche um sich. Petrarka floh nach dem einsamen Thale von Vauclüse, dessen Name schon seine Lage bezeichnete, denn beinahe ringsum steigen malerische Hügel empor. Dieses Thal liegt fünf Meilen von Avignon, jenseits der Alpen, welche Frankreich von Italien trennen. Freundlicher blickt auf dieses Tempe der Himmel nieder, ewiger Frühling weilt dort, balsamische Lüfte wehen, und liebliche Quellen sprudeln vom Berge in's Thal.

Hier wohnt Stille des Herzens;
Goldene Bilder steigen aus der Gewässer klarem Dunkel,
Hörbar waltet am Quell der leise Fittig segnender Geister.

Getrennt von dem Geräusche der Welt, verlebte er in diesen stillen, mit unaussprechlichen Reizen prangenden Gefilden selige Tage, denn wo in aller Welt ist sich der Weise nicht selbst genug.

Einst wollte er, noch früh am Morgen, der Sitte des Landes gemäß, zu der etwas entfernten Kirche des heiligen Varan, wohin fromme Seelen zu gewissen

Zeiten gern zu pilgern pflegten. Schon hatte er eine ziemliche Strecke Weges zurückgelegt, da erblickte er auf einer blühenden, von silberklarem Bach durchschnittenen Wiese ein ruhendes Mädchen, welches wie er, um den Heiligen zu verehren, sich schon so früh auf den Weg begeben hatte. Die Holde lag unter einem schattenden Baume. Leise säuselte der Morgenwind in den Blüthen und Blättern, und nie gefühlte Regungen erwachten in Petrarka's Innern. Auch das Mädchen, die Tochter des Syndikus von Avignon Audibeldes de Noves, wohnend in einer kleinen Burg unfern Vaucluse, Laurette ihr Name — empfand, wofür die Sprache keinen Namen hat, denn schön war auch der Jüngling, schlanker Gestalt und feurigen Blickes. Nicht lange, und geschlossen ward der Bund ewiger Liebe. Mit himmlischen Gefühlen im Busen, wallete das unnennbar selige Paar Hand in Hand zu der Wunderkapelle. Dort beteten beide viel und trennten sich spät. Welcher Sterbliche wäre vermögend, auch nur ein schwaches Bild von Petrarka's und Laura's neuen Wonnen zu entwerfen! Begeisterter strömten seine Gesänge in der Erinnerung an das himmlische Mädchen.

Freudig möcht' ich, Du mein süßes Leben,
Zu den Sternen Deinen Namen tragen,
Allen Lüften wollt' ich's jubelnd sagen,
Wie sie heißt, der ich mein Sein ergeben,
Aber ach! die blassen Lippen beben,
Und mir sagt es meines Herzens Zagen,
Ich darf nicht so Uebergroßes wagen,
Nur ein Höh'rer darf so hoch sich heben.

Wohl zu schwach sind alle Klangesweisen,
Doch in stillem Sange laß mich preisen,
Wie Dein Wesen meine Seel' erfüllt,
Darf man, Gnad' und Friede zu empfahen,
Doch der Himmelskönigin sich nahen,
So auch dulde Du's, ihr irdisch Bild.

Petrarka Sonet 5.

Während nun Petrarka und Laura in die Regionen des Himmels versezt zu sein wähnten, erschien Kaiser Ludwig der Baier in Italien, um nach Rom zu gehen. Bald gewann es auch das Ansehen, als wollte er die Gibellinen begünstigen. Dies gab den Flüchtlingen Hoffnung, wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen. Auch Petrarka ließ sich überreden, nach Mailand zu gehen. Dort ward er zwar von den Viskontis freundlich aufgenommen, allein nur zu bald verschwand auch die leiseste Hoffnung zur Rückkehr und er eilte wieder nach seinem geliebten Vauclüse, in die Arme seiner alma felice zurück.

Jezt beschäftigte ihn das Studium der Dialektik mehr als je; vor der Rechtswissenschaft ekelte es ihm. Seine innige Freundschaft mit den berühmten Colonna's gewährte ihm zu gleicher Zeit die vergnügtesten Stunden. Trennte er sich von ihnen, so geschah es nur, um sein Vauclüse zu besuchen, dort zu dichten, und an Laura's Arm platonisch zu schwelgen. Bald durchreiste er mit beobachtendem Geiste Frankreich und Deutschland. Seine Freunde beriefen ihn nach Rom.

Dort fand sein Geist, der so gern in die Tage der Vorwelt hinüberschweifte, Nahrung die Fülle.

Nach seiner Rückkehr von Avignon ward er von Johann **XXII.** vielfältig in wichtigen Angelegenheiten nach Italien und an den König von Frankreich gesandt. Allein die vielen eiteln Versprechungen dieses Mannes, noch mehr aber als Alles, sein Abscheu vor dem ärgerlichen Thun und Treiben des römischen Hofes, von dem er Augenzeuge war, führten ihn wieder nach Vaucluse zurück, um dort selig zu sein, und sich vielleicht nie wieder von seiner Laura zu trennen.

Indessen hatte sich der Ruf von seiner Gelehrsamkeit durch ganz Europa verbreitet, und Rom und Paris stritten sich um die Ehre, den trefflichen Sänger zu krönen. Rom gewann den Vorzug; es erfolgte Petrarka's Krönung. Kaiser und Könige ehrten den großen Mann. Überall wünschte man ihn nur zu sehen, zu sprechen, zu bewirthen, seines Umgangs zu genießen. Allein nirgends verweilte er lange. Von Parma aus unternahm er mehre Reisen, besuchte die angesehensten, die gelehrtesten Männer, denn bald ward er hierhin, bald dorthin berufen. Und als er sich eben in Padua befand, meldete man ihm den Tod seiner Laura. Der Schmerz machte ihn stumm; nur seine Thränen sprachen. Ohne zärtliche Freunde wäre er des Hungertodes gestorben, denn nur diese vermochten ihn, sich wieder zu ermannen.

Von nun an hatte er nirgends mehr eine blei-

bende Stätte. Er besuchte wol sein geliebtes Vauclüse; allein bald verließ er es wieder, und verweilte lieber in Venedig, Parma, Padua und Verona. Die Viskontis ernannten ihn zu ihrem Rathe und zeichneten ihn bei jeder Gelegenheit aus. So nahm er einen der ersten Plätze unter Herzogen, Fürsten und Grafen an der hochzeitlichen Tafel ein, als Violante mit Lionell, einem Sohne des Königs von England, vermält ward.

Den Rest seiner schönen Tage beschloß er in Padua, nachdem ihm die Regierung zu Florenz noch zuvor die ungehinderte Rückkehr in sein Vaterland und die Zurückgabe aller seinem Vater entrissenen Güter durch Bocaccio, der ihn seinen Meister nannte, angeboten hatte. Den 18. Julius 1374 ward diese schöne Seele der Welt entrissen, und mit ihr wurde ein unerschöpflicher Reichthum der herrlichsten Ideeen der Mit- und Nachwelt geraubt.

Ganz Padua begleitete seinen Leichenzug. Goldstoff bedeckte den Sarg. Ein goldener, mit Hermelin gefütterter Traghimmel schwebte darüber. Der berühmte Kardinal Bonaventura aus dem Geschlechte der Petrarka's, hielt eine treffliche Leichenrede. Auch ein herrliches Mausoleum ward ihm zu Theil, ruhend auf Säulen von Marmor, zu dem man auf marmornen Stufen gelangte. Mehre Inschriften erzählen der Nachwelt, wer hier ruht.

Er war schlank und schön gebaut, obgleich nicht sonderlich groß, seine Gesichtsfarbe bräunlich, sein Auge

voll Feuer und Leben. Gewöhnlich schlief er nur bis Mitternacht. Dann betete er, und begann hierauf seine Studien. Seine Tafel war sehr frugal und Wasser sein Lieblingsgetränk. Er haßte alle Gastereien und begnügte sich nicht selten mit Wasser und Brod. Demuth war ein Hauptzug seines Charakters. Eben daher schlug er das ihm von Klemens VII. angebotene Bisthum aus. Allein diese seine Demuth und Bescheidenheit hinderte ihn nicht, derb gegen Laster und Mißbräuche, nicht schonend Krone und Inful, loszuziehen. Heiter im Kreise seiner Freunde, dankbar gegen seinen Wolthäter, sittsam, voll launigter Einfälle, so daß er einen ganzen Zirkel trübsinniger Menschen zu erheitern vermochte, konnte er nur des Jähzorns nicht Meister werden, und Ärzte und Sternkundige nicht liebgewinnen. Wer den Geist dieser Leute aus jenen Tagen kennt, wird auch hierin den Denker schätzen.

Noch steht unverändert die Wohnung, wo er geboren ward, denn die Obrigkeit verbot jede Änderung. Auch das Gerippe seiner Lieblingskatze wird den Reisenden gezeigt. Die Revolution riß die Kirche der Kordelliers nieder, welche der heiligen Klara gewidmet war. Lange blieben die Trümmer liegen, dann machten sie einer Garten-Anlage Platz, und nur wenige Reste sieht man von Kirche und Kloster. Von jedem Reisenden wird dieser Garten besucht. Eine kleine Säule bezeichnet hier, von Blumen und Stauden umgeben, die Stelle, wo in der Kreuzkapelle sich das

Familien=Begräbniß des Hauses de Sade befand. Die Inschrift besagt, daß, wo „Laura illa, Petrarchae amor“, ruhte, „Carolus Kaesale anglus“, im Jahr 1823 das einfache Monument errichtete. Ein geistreiches Epitafium von König Franz I. steht in der historischen Bibliothek von „de la Croix.“ Es lautet im damaligen Französisch:

En petit lieu compris vous pouvez voir
Ce qui comprend beaucoup par rennommee,
Plume, labeur, la langue et le debuoir
Furent vaincuz par l'aimant et l'aimee.
O gentile ame, estant tant estimee
Qui te pourra louer, qu'en se taisant?
Car la parole est toujours reprimee,
Quand le subject surmonte le disant.

XXVIII.

Eine Geschichte aus dem Jahre 1815.

Ich hatte von Genf aus die vortrefflichste Empfehlung nach Lyon in das Haus einer Wittwe, deren Mann als General unter der kaiserlichen Fahne gedient hatte. Sie lebte in äusserst unabhängiger Lage, besaß ein bedeutendes Vermögen, und widerstand konsequent den Wünschen einer in Paris verheiratheten Tochter, womit diese von ihrer Geburtsstadt Abtrünnige unausgesezt die Mutter zur Umsiedlung bestürmte.

Zwei Töchter waren damals im mütterlichen Hause, beide schön, aber so verschieden, als wären sie unter entgegengesezten Himmelsstrichen geboren. „Angelique", die jüngste, das Kind des Nordens, mit den blonden Haren, dem blauen Auge, der weißen blaugeäderten Haut, in Lyon eine angebetete Schönheit, der Apfel der Iris, in den Ballsall der Tänzer geworfen. „Jane Dubuison" dagegen, denn ich darf sie wol nennen, da ihr Name in der „Revue du Lyonnais" ein wohlbekannter ist, ganz die ächte Provenzalin. Längst über die Jugendlinien hinaus, auf

der kritischen Wegscheide der dreißig, hält sie die Erinnerung noch fest in dem geistreichen Oval ihres Gesichtes. Sie ist ein eigentliches Charakterbild. Die großen schwarzen Augen werfen so blendende Strahlen, daß man oft froh ist, wenn die seidenen Wimpern die Seelenfenster schließen. In des fein geschnittenen Mundes Gemeinschaft theilt sich der Scherz und der Ernst des Gefühls und eine kräftige, kühne Sinnesweise hat auf der hohen Stirne Platz genommen. Das schwarze Har ist nach Landessitte in langen Schleifen rückwärts bis über den hohen Nacken eingeflochten. Der Wuchs geht über die sonst kleine Statur der Provenzalinnen hinaus und alle Glieder stehen im schönsten Ebenmaas zu einander.

Kurzes schnell vorübergerauschtes Glück weniger Tage! Du duftiger mit Lorbeer und Myrthe umwundener Balkon draußen im „Palais de Delon" der Vorstadt „St. Irenee" mit deiner köstlichen Aussicht auf den „Pont de la Fayette" und du schöne gothische Kathedrale „St. Jean" der Bergstadt „Fourviere", auf den Mauerzinnen des „Mont d'Irenee" mit seinen römischen Ruinen und Cäsarpalästen — werd' ich euch wiedersehn?

Fräulein Jane gab mir beim Abschied als literarisches Andenken einige Bogen Ihres Tagebuchs, dessen Ausgabe sie unter dem Titel „Souvenirs de ma jeunesse" damals vorbereitete. Ich finde darin eine Episode, der ich Interesse genug zutraue, um sie im Auszug mitzutheilen.

„In unserm Landhaus hinter der „Croix-Rousse“, wo ich bei meiner Großmutter lebte und von ihr erzogen wurde, war ein großer Salon mit hölzernen, gefirnißten und oben vergoldeten Pilastern, zwischen denen ein schweres Seidenzeug aufgespannt war, das ehemals karmoisinroth gewesen sein mochte, zu meiner Zeit aber schon stark ins Schwarze spielte. Den Plafond hatte ein Künstler aus der Provinz gemalt, nnd es saßen da auf schweren schwülstigen Wolken stämmige und wohlbeleibte Nymphen um eine Venus herum, die in noch körperlicheren Verhältnissen gehalten war. Dieses Deckengemälde erhielt sein Licht von drei Glasthüren, die auf die Terrasse führten. Zwischen den Fenstern standen mehre Tischchen mit vergoldeten Rehfüßen, nicht weit davon eine Konsole mit Marmorplatten, woran zierlich ausgeschnizte und gleichfalls vergoldete Guirlanden herumhingen. Auf einer dieser Reliquien aus der Zeit Ludwigs des XIII. stand, ich weiß nicht warum, unter einem Glasgehäuse ein Admiral Tourville, aus Sevres'schem Biskuit, -ein Admiral in großem Kostüm, mit Harbeutel und Manschetten, die herkömmliche Pergamentrolle in seiner Rechten und die Linke stolz auf das in einer dicken Bandschleife verschwindende Degengefäß stützend, das Ganze an den Rändern reich mit kupfernen Lilien geschmückt.

An der Wand, den Fenstern gegenüber, war ein altes englisches Klavier mit zwei Griffbrettern aufgestellt, daneben eine spanische Wand von chinesischem

Papier. Vor dem großen, mit reich vergoldetem Laubwerk eingefaßten Spiegel stand eine ungeheure Stockuhr, der ich von Herzen gram war, weil sie für meine Vergnügungsstunden immer zu spät ging. Rechts und links standen Figuren aus Sevres Porzellan, die Fruchtkörbe auf dem Kopf trugen, oder Urnen unter dem Arm hielten, wohin jährlich Vergißmeinnicht gesät oder gepflanzt wurden. In den Winkeln rechts und links vom Kamin standen zwei fein lackirte Schränke, und darauf alles Geräthe zum Thee aus trefflichem japanischem Porzellan. In die zwei andern Ecken des Salons waren mit Rosenholz eingelegte Spieltische verwiesen. Der Salon hatte zwei Thüren, eine ging in das Zimmer meiner Großmutter und die andere ins Vorhaus. Zwischen beiden stand eine Reihe Stühle mit hohen, geraden Lehnen und ein unförmliches Kanape, das wie der Tambourmajor der Stuhlcompagnie aussah. An den Wänden hingen vier Familienportraits, vor denen ich mich immer gefürchtet habe, so steif, ernst und verzerrt sahen sie aus. Dadurch paßten sie aber sehr gut zu den Figuren des Gobelinteppichs, der einmal ein theures, schönes Stück gewesen sein soll. — Nach Gesetz, Sitte und Herkommen durfte Niemand, selbst Verwandte und Freunde nicht, in diesen Salon treten, ohne sorgfältig angezogen zu sein. Die Großmutter selbst erschien darum nicht ohne Schminke und weiße Handschuhe; wir Kinder aber durften nur hinein, wenn wir uns recht gut aufgeführt

hatten, und wenn uns Großmama zur Belohnung Stücke aus dem Grandison vorlas.

Nach dieser örtlichen Vorbereitung komme ich endlich zur Geschichte selbst. Am Ende des Juni oder Anfangs Juli 1815 kamen zwei Offiziere mit einem Einquartirungs-Billet bei uns an. Sie sprachen zuerst mit der Großmutter besonders und übergaben ihr ein Papier; hierauf wurden sie gleich in die Zimmer meiner Tante geführt, nicht in die gewöhnlich für die Militair-Einquartierung bestimmte Stube. Warum diese Auszeichnung? Dies erfuhren wir nicht. Man sagte uns, die beiden Offiziere hießen „Maceroni" und seien die Söhne eines genauen Freundes des Großvaters, darum müßten sie auch von uns allen mit Auszeichnung behandelt werden. Die Großmutter selbst zeigte uns das beste Beispiel besonders hinsichtlich des jüngsten Offiziers, der „Joachim" genannt wurde. Ihre Gefälligkeit für ihn ging so weit, daß, als er einige Tage in seinem Zimmer unpäßlich war, sie ihm sagen ließ, er könne im Neglige in den Salon kommen. Wir Mädchen hatten ihn sehr lieb und brachten ihm alle Tage die schönsten Blumen unsers Gartens, indem wir durch das Fenster in sein Zimmer stiegen, wobei er uns mit der ihm eigenen Anmuth half. So fanden wir ihn alle Morgen in einem Schlafrock von gesticktem Perkal mit Seide gefüttert. Ich denke noch immer an seine herrlich gestickten Pantoffeln, und dabei an seinen niedlichen wolgeformten Fuß. Er trug auch

eine kleine Mütze mit Arabesken von Gold und Perlen, etwas schief auf seine reichen, schwarzen, gelockten Haare gedrückt, die dem Gesichte etwas ganz Sonderbares, Fremdartiges gaben. Auf seinen Putz verwendete er große, fast kleinliche Sorgfalt. Dazu hatte er ein sehr reiches Necessaire, in dem wir eine Menge Dinge und Werkzeuge sahen, deren Gebrauch wir gar nicht kannten, obgleich wir durch die Großmutter mit allen englischen Hülfsmitteln der Toilette wol vertraut waren. Zuerst kleidete er sich an zum Frühstück, schloß sich hierauf ein um zu schreiben, oder ging unter den alten Bäumen der Terrasse auf und ab; zum Diner kam er wieder in ganz anderer Kleidung, und diese änderte er noch einmal für den Thee.

Eines Abends — ich weiß es noch wie heute — saßen wir eben heiter um den Theetisch, da trat François, unser alter Bedienter, blaß und erschrocken ein und berichtete, eine Abtheilung Nationalgarde stehe vor der großen Hofthüre und verlange Einlaß, um das Haus zu untersuchen. Bei diesen Worten sprangen die beiden Offiziere rasch auf, Joachim nahm eine kleine Pistole aus der Brusttasche seines Kleides und Maceroni zog einen langen Dolch hervor; sie wollten zum Fenster hinaus auf die Terrasse springen, aber die Großmutter hielt sie zurück.

„Um Zeit zu gewinnen, wird die Wache zum Pförtchen hereingelassen", sagte sie ruhig und besonnen zu François; „ich will sie hier empfangen."

So wie er aber den Rücken gewendet hatte, ergriff sie Joachim bei der Hand, führte ihn schnell in ihr Schlafzimmer, versteckte ihn da in einem kleinen Toilettengemach, schloß es hinter ihm ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Als sie wieder in das Zimmer kam, fand sie Maceroni bleich und wortlos.

„Beschäftigen Sie sich ganz kaltblütig mit dem Thee", sagte sie zu ihm, „ich will die Leute hier empfangen."

Schon hörten wir die Schritte der Wache im Vorsaal, da ging die Großmutter selbst hin und machte die Salonthüre auf.

„Wie? sind Sie es, Herr Rival?" sagte sie zu dem Offiziere, der die Leute kommandirte und in dem sie den Sohn ihres Notars erkannte; „was verschafft mir das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?"

„Wir suchen einen Flüchtling, und haben schon alle Landhäuser in dieser Gegend durchspäht; bei Ihnen, gnädige Frau, ists nur ein Geschäft der Form wegen."

„So will ich Sie denn selbst herumführen." — Dabei nahm sie ein Wachslicht, ging vor ihnen her und öffnete die Thüre. — „Dies ist die Wohnung meiner Tochter, gehen Sie hinein." Sie ließ die Leute zuerst in Joachims Schlafzimmer treten, so daß sie durch ihre eigenen Schatten den Schein des Lichts von den Möbeln abhielten, denn ohne diese Vorsicht hätten sie wahrscheinlich Gegenstände gesehen, die nicht zum Putz einer Frau gehören. Dann führte

sie sie nach einander in alle Zimmer des Hauses und endlich in den Salon zurück. Maceroni stand schnell auf, die Großmutter aber sagte zu ihm: „Bleiben Sie doch!" Sie wendete sich mit den Worten zu Herrn Rival: „Ich stelle Ihnen den Sohn eines alten Freundes vor, Kapitän des 24sten Linien-Regiments, durch einen glücklichen Zufall habe ich ihn zur Einquartirung bei mir erhalten." Als sie bemerkte, daß einige Soldaten die Thüre ihres Zimmers mit einiger Aufmerksamkeit betrachteten, sagte sie schnell zu dem Offizier: „Ihnen zu Gefallen will ich wol für einen Augenblick von meiner englischen Sitte abgehen, und mein Schlafzimmer öffnen, damit sie sich rühmen können, Ihr Amt mit aller Genauigkeit versehen zu haben. Sehen Sie!" und dabei ging sie hinein und stellte sich breit vor die kleine Tapetenthüre ihres Toilettengemachs, „sehen Sie! Sind Sie nun ganz überzeugt, daß Ihr Flüchtling nicht bei mir ist?"

„Wir waren es schon vorher, gnädige Frau", war die Antwort; „aber der Befehl —"

„Allerdings, Sie hatten ganz recht; also gute Nacht, meine Herrn."

So verließ uns die Wache wieder und man hörte ihre Schritte bald im Hof verklingen. Wir kleinen Mädchen waren ganz stumm vor Erstaunen und Furcht bei dem Anblick der Soldaten und ihrer blanken Waffen. Ehe die Großmutter Joachim befreite, sprach sie uns ernstlich zu und empfahl uns die größte Ver-

schwiegenheit; dann ging sie in ihr Zimmer, öffnete die kleine Thüre und führte ihn heraus. Bei seinem Eintreten in den Salon sahen wir, wie er der Großmutter die Hand küßte, und dabei mit großer Rührung und einem unaussprechlichen Ausdruck seiner schönen Augen ihr sagte: „Sie sind meine Retterin!"

Am folgenden Abend bestiegen die beiden Offiziere die Diligence. Die Großmutter gab ihnen einen Brief an Madame Bertier in Toulon mit, die dort noch jezt das Hotel de Malte hält. In dem Briefe stand, welch großen Dienst die Großmutter von ihr erwarte; sie rechnete auch nicht umsonst darauf. Die Polizei hatte doch Wind von Joachims Aufenthalt in Toulon bekommen und ließ in jenem Hotel eine Haussuchung anstellen. Madame Bertier war gerade krank, schnell mußte er sich zwischen die Matratzen ihres Bettes legen, und so entkam er glücklich allen Nachforschnngen. Da aber das Hotel immer noch von der Polizei nicht aus dem Auge gelassen wurde, zumal Madame Bertier's Meinungen bekannt waren, so war man keinen Augenblick vor einer neuen Untersuchung sicher, und sie beschloß, den Flüchtling zu entfernen. Zu diesem Zweck gab sie ihm Frauenzimmerkleider, hüllte ihm den Kopf in einen Schleier, sezte sich neben ihn und ließ sich von ihrem Sohn in einer Kalesche langsam, wie zur Spazierfahrt, zum italienischen Thore hinausführen. Als sie bei Lavalette ankamen, verließen sie den Wagen und gelangten auf Umwegen und einsamen

Pfaden nach Plaisance, einem Landgut, das damals dem General Allemand gehörte. Hier vertraute sie Joachim dem Gärtner, einem alten Soldaten an, und dieser versprach, Leib und Leben für ihn zu lassen. Er hielt Wort; aber Maceroni, der treue Begleiter Joachims, rieth, Frankreich zu verlassen. Da ihm das flüchtig unsichere Leben zuwider war, so willigte er ein und beschloß nach Neapel zurückzukehren. Auch die Überfahrt machte ihm Madame Bertier möglich. Traurig und blutig war die Folge dieser Reise, denn Joachim Murat wurde am 13. Oktober bei Pizzo erschossen.

XXIX.

Vauclüse.

Man kann das Klimpern nicht lassen, am wenigsten hier, wo an jedem Baume eine Amphionsleier hängt. Zwischen dem Rosentempel Laura's, las ich ihres Seladons unsterbliches „Gentil mia Donna.“

Mehr eine sträfliche Neugierde, als die Nothwendigkeit des Herzens trieb mich zu erfahren, ob die provenzalische Luft den durstigen Dichtergeist mit Sonetten inspirire. Sie sollen in der Fassung an Ort, Zeit und Geschmack erinnern.

Liebesspiele.

I.

Ein junger noch und trotziger Geselle,
Gewohnt nicht, süße Liebe zu empfinden,
Ließ alle Furcht vor jenem Pfeil ich schwinden,
Den Amor selbst vergoldet, blank und helle.

Ein Funke könne, hörte oft ich sagen,
Zu hoher, lichter Flamme sich entzünden.
Doch nimmer dacht' ich, wär' mein Sinn zu binden,
Mein freies Herz in Liebesbann zu schlagen.

O eitler Stolz, laß schweigen mich. Doch stillen
Der Wunden Blut, löschen der Flammen Helle,
Unmöglich ist's und nimmer zu erfüllen.

Zu tiefe Wunden hat man mir geschlagen,
Zu viel der Glut gehäuft an kleiner Stelle,
Ein Spott der Freiheit muß ich Fesseln tragen.

II.

Und ist es wahr, ich sah die stolzen Wangen,
Wovon empor sonst tausend Flammen schlagen,
Erbleichen, und dem Blick die Glut versagen?
Es war des Lächelns lichter Glanz vergangen.

Mein schwaches Auge, das dem Stralenprangen
Sich selten nahte, konnte nun ertragen
Das Feuer und empfand ein süß' Behagen,
Als wüßte sie des Herzens still Verlangen.

Der Liebe Farbe! Hold' und werth' Erbleichen!
Es neidet dich darum die Morgenröthe,
Daß Rosen minder schön ihr Antlitz schmücken.

Ein Glück gefunden hätt' ich sonder Gleichen,
Wenn statt von Aussen Liebe zu erblicken,
Ihr Herz davon das kleinste Merkmal böte.

III.

So siege denn das Schicksal, muß, vernichtet
Von Grameslast, am End' ich untergehen,
Und meiner Ruhe, meines Glücks Trofäen
Sie sind in deinem Tempel aufgerichtet.

Das tausend Reiche hat zu Grund gerichtet,
Dem Staube gleich gemacht viel' stolze Höhen,
Rühmt meines Leides sich, zählt meine Wehen,
Und nennt von seinen Pfeilen mich gezüchtet.

Verändert's Art und Sein? Weil jezt in Thränen
Mein Lachen sich verwandelt? Kanns erwerben
Von unserm ew'gen Leid ein sich'res Zeichen?

Wein', arme Seele, wein' und laß die herben
Thränen als dunkeln Strom dahin sich dehnen,
Bis sie den Tod als leztes Ziel erreichen.

IV.

Der Purpurros' am ersten Maientage
Gleichst du, die ihre Blüthe streng verschlossen
Nur ahnen läßt, von süßem Duft umflossen,
Was man zu ihrem Preis dereinst noch sage.

Doch, daß ich nicht ein irdisch Bild dir leihe,
Warst himmlischer Aurora gleich zu schauen,
Die Höhen goldet und beperlt die Auen
Und thauig niederstralt aus lichter Bläue.

Dein Lenz entfloh! Du hast Nichts eingebüßet,
Noch immer kann, auch selbst im schönsten Kranze
Die Jugend nicht obsiegen Dir, noch gleichen.

So wächst die Blum' an Kraft, wenn sie erschließet
Den duft'gen Kelch, und immer muß an Glanze
Dem Mittagslicht die Morgensonne weichen.

V.

Nicht Kron' und Scepter, Goldgewand und Spangen,
Nicht edle Sterne, Purpur, Schmelz und Seide
Sind dir zum Schmuck, zum Prachtgeschmeide
Nicht niedrer Ruhm und kurzes Erdenprangen.

Nicht süßer Blick, nicht Lächeln auf den Wangen,
Nicht Sang, zu künden uns der Seele Freude,
Nicht, daß sich drein die Wehmuth schimmernd kleide,
Thränen der Lieb' als Perlen aufgegangen, —

Der schöne Geist ist's, der vom Himmel stammet
Und himmelwärts fliegt aus der Erde Thalen,
Die selt'nen sind's, die stolz demüth'gen Sitten,

Und des Gemüthes Sonne, die entflammet
Gleich reiner Himmelslichter hellen Stralen,
Die schönsten Tugenden in Herzensmitten.

VI.

Im schönen Wald, drin Zweig' an Zweig' sich schmiegen,
Und freundlich schattend Ranken sich umfangen,
Ließ Amor, eifrig Seelen einzufangen,
Zwei gold'ne Flechten sich zu Netzen fügen.

Mein Herz, das zweien Lichtern voll Vergnügen
Auf trügerischen Spuren nachgegangen,
Blieb, wie ein Wild, in schönen Schlingen hangen,
Die in dem Schatten tief verborgen liegen.

O süße Schlinge, Netz und Waldbehagen!
O Jägerin, die mir das Herz geraubet,
Wo magst du's grausam nur verborgen haben!

Ich kehre um, um oft mit dir zu klagen
Und es zu suchen, ob es wo umlaubet
In Gras und duft'gen Blumen sei begraben.

VII.

Mädchen, da mein Geschick dir nachzudringen
Verbietet, und den Fuß in Fesseln leget,
Folgt doch das Herz, wohin du dich bewegest,
Gebannt in deiner Augen Zauberschlingen.

Ist, wie das Vöglein, so da schlägt die Schwingen
Nach dem, der süße Speis' in Händen träget,
Harrend der Kost, so du im Auge hegest,
Und ist darum von dir nicht abzubringen.

Nimm es denn auf und laß es freundlich leben
In deinem Schooß, auf daß es da verbringe
Als seliger Gefangne seine Tage.

Vielleicht, daß dann sein süßes Lied es singe
Und deinen Namen durch das Land hintrage,
Bis gute Engel ihn zum Himmel heben.

VIII.

Ich sah' am Himmelszelt die Sterne flimmern
Heller als je, und leuchtend niederzücken,
So wie ich oft schon sah in deinen Blicken
Der Liebe lichte Stralen auf mich schimmern.

Ob sie dort oben lieben? oder kümmern
Die Thränen sie und Leiden, die uns drücken?
Und wissen sie, daß unsrer Lieb' Entzücken
Der Feinde Haß und Hinterlist verkümmern?

Leandern, in des Meeres dunkeln Wellen
Dem irren müden Pilgrim, — lichte Sterne —
Ihr säumtet nicht, euch hülfreich einzustellen.

Laßt euer Licht auch meine Nacht erhellen!
Seid treue Führer mir in weite Ferne
Auf dunklem Pfad zu meiner Sehnsucht Schwellen!

Inhalt.

		Seite
15.	Nach und auf dem Rigi	1
16.	Der See der vier Waldstätte	28
17.	Aus Tell's Heimath	51
18.	Eine Nacht im Kloster	65
19.	Das Rom der Schweiz	77
20.	Ein Bad für Kranke	87
21.	Kretins	96
22.	Des großen St. Bernhard's Hospiz	103
23.	Tabletten vom Genfersee	114
	1. Meister Arouet	116
	2. Corinna-Staël	134
	3. Jean Jaques	144
	4. Schloß Chillon	161
24.	Ein Wasserfall unter der Erde	163
25.	Lyon	172
26.	Das Land der Troubadoure	189
27.	Franz Petrarka	198
28.	Eine Geschichte aus dem Jahre 1815	207
29.	Vauclüse	217

Gedruckt bei Blum & Vogel.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

51. 2. 29.
9 14
5 15

51. 2. 29.
9 14
5 15

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherer, Hermann

Bunte Bilder aus dem Wanderleben

Bd.: 2

Stuttgart ; Wildbad (1842)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/97.1977-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11072995-1